This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

377
KITTEL

377
Kittel

יהוה

ÜBER DIE

NOTWENDIGKEIT UND MÖGLICHKEIT

EINER

NEUEN AUSGABE DER HEBRÄISCHEN BIBEL.

STUDIEN UND ERWÄGUNGEN

VON

D. RUDOLF KITTEL,

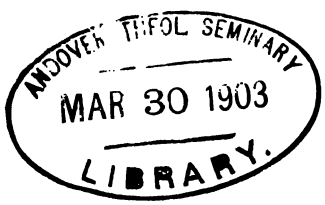
PROFESSOR DER THEOLOGIE IN LEIPZIG.

LEIPZIG.

A. DEICHERT'SCHE VERLAGSBUCHHANDLUNG NACHF.
(GEORG BÖHME).

1902.

Alle Rechte vorbehalten.



53, 645

Einleitung.

„Es ist ein Übelstand, dass, während dem griechischen und lateinischen Unterrichte berichtigte Texte mit Angabe der Varianten zu Grunde gelegt werden, hebräisch gelehrt wird nach der *editio princeps* des massoretischen Textes.... Es ist ein Übelstand, dass die akademische Jugend mit dem Vorurteile, in dem hebräischen Codex den überlieferten Text, oder gar die authentische Schrift des biblischen Autors zu besitzen, in die Vorlesung kommt, und deshalb jede Abweichung des Lehrers ihr das Gefühl einer willkürlichen Neuerung weckt." Mit diesen Worten leitet Klostermann das erste Heft seiner im Jahr 1893 begonnenen, leider bisher ohne Fortsetzung gebliebenen Sammlung hebräisch-deutscher Bibeltexte ein. Er giebt damit nur dem Ausdruck, was viele seit langer Zeit empfunden und gewiss auch manche in dieser oder jener Form ausgesprochen haben.

Wer, wie der Schreiber dieser Zeilen, Jahre lang den hebräischen Unterricht auf einem Gymnasium erteilt und hernach denselben Unterricht auf höherer Stufe an der Universität fortgesetzt hat, hat überreichlich Gelegenheit gehabt, die Richtigkeit solcher und ähnlicher Erwägungen in der Praxis zu erproben. Besonders die mit Anfängern neben der Genesis so vielfach betriebene Lektüre historischer Bücher wie Richter, Samuel, Könige lässt Lehrer und Schüler den Übelstand empfindlich fühlen, dass uns in der gedruckten hebräischen Bibel auf Schritt und Tritt Wörter und Wortgruppen aufstossen, die so, wie sie dastehen, nur mit Mühe und unter Verleugnung oder Beugung der im Schweiss des Angesichts eingeübten grammatischen Regeln übersetzt werden können. Dieselbe Erfahrung wiederholte sich vielfach bei den profetischen Büchern und den Psalmen. Man wird es daher verstehen, dass auch dem Schreiber

dieser Zeilen schon vor Jahren das Bedürfnis einer von augenscheinlichen Irrtümern, Schreibfehlern und Verstössen aller Art gereinigten Textausgabe des A. T. für die Hand des Lernenden praktisch entgegentrat. Mit jedem Jahre weiterer Arbeit an der lernenden theologischen Jugend hat sich mir dieselbe Erfahrung aufs neue aufgedrängt, zunächst im Blick auf die textkritisch besonders hilfsbedürftigen, zugleich in Schule und Universität häufiger gelesenen Bücher des A. T., weiterhin dann mehr und mehr für den ganzen Umfang desselben.

In der That glaubte ich vor nunmehr zehn oder elf Jahren durch das Entgegenkommen einer namhaften Verlagshandlung dem Ziele wenigstens soweit nähergekommen zu sein, dass ich die Herausgabe zunächst eines kleineren Teiles des hebräischen Codex in berichtigtem Text in Angriff nehmen konnte. Doch scheiterte auch dieser Plan in seiner beschränkten Gestalt zuletzt noch an den mancherlei einem solchen Unternehmen im Wege stehenden Schwierigkeiten. Inzwischen haben Andere, so Klostermann und Grätz, neuerdings Gunning denselben Gedanken, wenn auch in verschiedener Weise, aufgenommen, sind aber nicht über einzelne Bücher hinausgediehen.

Es versteht sich nach dem Gesagten von selbst, dass es sich hier um etwas wesentlich Anderes handelt als was die von Paul Haupt herausgegebenen *Sacred books of the Old Testament* wollen. Dort ist eine Text- und Literarkritik verbindende, in der Hauptsache unpunktierte, und damit von selbst nur für den engen Kreis der Gelehrten gedachte, Ausgabe des A. T. ins Auge gefasst, die eben darum auch der Konjektur den weitesten Spielraum gewähren kann. Hier würde eine für den Bedarf der Lernenden, für Studierende und Geistliche, bestimmte Textausgabe in Frage kommen, die geeignet wäre, ihnen den Massoretentext zu ersetzen.

Ohne den ehemals gehegten Plan als solchen wieder aufzunehmen, möchte ich doch jenen Gedanken nicht endgiltig bei Seite legen, ohne noch einmal in eingehender Erörterung auf ihn zurückzukommen. Es hat sich mir im Laufe der Jahre bei mannigfachem Nachdenken über den Gegenstand herausgestellt, dass eine Menge von Vorfragen erst erwogen sein wollen, ehe überhaupt an die Lösung der Aufgabe geschritten werden kann. Zu ihrer Klarstellung einen Beitrag zu liefern, ist meine Absicht. Auch wer in den Ergebnissen, sei es im Ganzen, sei es im Ein-

zelnen, auf andere Wege geführt werden sollte, als sie hier empfohlen werden, wird die Nützlichkeit einer solchen Untersuchung nicht verkennen und wird vielleicht da und dort einen zu weiterer Erwägung anregenden Gedanken vorfinden. Ob je einmal den von mir vorgetragenen Gedanken von irgend wem eine praktische Folge gegeben werden kann, lasse ich hier ruhig dahingestellt: es gehören zu einem solchen Unternehmen ausser dem Bedürfnis und der wissenschaftlichen Möglichkeit noch eine Reihe anderer Faktoren.

Eines ausführlichen, nach allen Seiten erschöpfenden Beweises dafür, dass eine kritisch gereinigte Ausgabe des hebräischen Bibeltextes ein Bedürfnis für Schule, Universität und Privatstudium ist, wird es, so wie die Dinge liegen, kaum bedürfen. Ich beschränke mich daher im ersten Abschnitte der nachfolgenden Abhandlung auf einige Hauptthatsachen, die jenes Bedürfnis besonders ins Licht zu stellen geeignet sind, und gehe sodann im zweiten dazu über, die Frage, ob eine solche Ausgabe überhaupt möglich sei und wie sie, falls dies der Fall ist, etwa beschaffen sein müsste, zu erwägen.

I. Kapitel. Die Herkunft unsrer Drucke und Handschriften des A. T. Die Massora.

1. Unsere geläufigen Ausgaben der hebräischen Bibel, besonders die von Hahn und Theile besorgten, gehen samt und sonders in letzter Linie auf die bald nach der Erfindung der Buchdruckerkunst, hauptsächlich zu Anfang des 16. Jahrhunderts, erschienenen hebräischen Bibeldrucke zurück. Unter ihnen spielen die Complutenser Polyglotte (1514—17) und die durch gelehrte Juden[1]) wie Felix Pratensis und Jakob ben Chajim besorgten Ausgaben des Venediger Buchdruckers Bomberg (seit 1517) eine besondere Rolle. Die zwischen jenen alten Drucken und unseren geläufigen Ausgaben liegenden Zwischenstufen, wie die Ausgabe Buxtorfs (Basel 1618 f.) oder diejenige von Joh. Athias (Amsterdam 1661 und 1667) und von van der Hooght (Amsterdam 1705), sowie die verdienstliche Ausgabe von J. H. Michaelis (Halle 1720), haben wesentlich die Bedeutung, dass sie die verschiedenen ihnen bereits vorliegenden Drucke zur Vergleichung heranzogen, gelegentlich auch noch handschriftliches Material verwendeten. So hat besonders J. H. Michaelis 5 Erfurter Codices herangezogen[2]). Unter vielseitiger Durchmusterung der ältesten Drucke und der erreichbaren Handschriften haben es dann in unseren Tagen Baer-Delitzsch[3]) und Chr. Ginsburg[4]) unternommen, eine möglichst korrekte Gestalt des überlieferten massoretischen Textes herzustellen.

---

1) Über Felix Pratensis s. das Genauere bei Ginsburg, Introduction to the Hebr. Bible (1897) S. 948 unten.

2) Vgl. a. a. O. Praefatio ad Lectorem, S. 3 f. Dazu auch König, Einl. 54.

3) S. die Vorreden, besonders zu den Psalmen 1861 und 1874.

4) S. desselben Introduction (1897), Preface und Chap. XII.

Aus welchen Handschriften im einzelnen die eben genannten gedruckten Texte bezw. die ihnen selbst zu Grunde liegenden Erstdrucke geflossen sind, lässt sich heute nicht mehr mit voller Sicherheit, mehrfach überhaupt nicht, bestimmen[5]). Bei dem Zustande unserer hebräischen Bibelhandschriften verschlägt dieses Nichtwissen aber nicht allzu viel. Thatsächlich nemlich sind die sämtlichen uns bekannten hebräischen Bibelhandschriften unter sich und mit den uns etwa nicht bekannten, aber aus den ältesten Drucken zu erschliessenden Manuskripten so ausserordentlich nahe verwandt, dass die Herkunft aller von einem und demselben Archetypus von nicht Wenigen heute als so gut wie sicher angenommen wird[6]). Aus ihm müsste wohl irgendwie der berühmte Mustercodex des Ahron ben Ascher (1. Hälfte des 10. Jahrh.) geflossen sein[7]).

2. Wie weit gehen nun aber unsere Handschriften zurück?

Der Laie, über das Alter der hebräischen Bibelcodices sich Rats erholend, wundert sich regelmässig, dass ein in so frühes Altertum zurückreichendes Buch wie das Alte Testament für uns auf eine verhältnismässig so junge handschriftliche Überlieferung gegründet ist — eine wesentlich jüngere als die des doch selbst ungleich späteren Neuen Testamentes. In der That gehören unsere ältesten mit Sicherheit zu bestimmenden grösse-

---

5) Über die handschriftliche Grundlage der Complutentis s. Franz Delitzsch, Complutensische Varianten zum alttest. Texte 1878 und Ginsburg, Introd. S. 918 ff.

6) So nach Rosenmüller, Sommer und Olshausen besonders Lagarde, Anmerk. zur griech. Übers. der Prov. (1863) S. 2 u. a. Vgl. dazu Kuenen, Gesamm. Abhandl. S. 82 ff., bes. S. 89. 118. Es verdient aber Beachtung, dass jenem Satze ein so guter Kenner dieser Dinge wie Strack (vgl. Einl.[5] 180) widerspricht. Für unsern Zweck verschlägt der Streit wenig.

7) S. über ihn Strack, Proleg. S. 44 und bes. Dikduke ha-teamim ed. Baer u. Strack S. XI ff. Die Handschrift wurde lange im syrischen Beröa, dem heutigen Aleppo vermutet. Aber hier hat sie auch jüngst wieder Dalman nicht finden können. Dass der dort verwahrte angebliche Codex ben Ascher ein falsches Datum trägt, hat (gegen Grätz, Strack u. a.) mit Entschiedenheit behauptet Wickes, Treatise on the accentuation of the so called prose books (1887) S. VII ff. Vgl. übrigens schon Delitzsch in Tischendorf-Baer-Del., Liber Psalmorum 1874, Praef. S. VI Anm. 2. — Das Epigraph selbst, das Ahron ben Ascher als den nennt, der den Codex punktiert habe (als Schreiber Salomon ben Bewia oder Buiaa [בויאצא]), s. bei Ginsburg Introd. 242 f. Der Text ist übrigens unklar. Die Worte אוהו חקדיש deutet Ginsb. (schwerlich richtig) auf das Original dieses Codex.

ren Handschriften erst dem 10. und 11. nachchristlichen Jahrhundert an[8]). Wollte man nun auch den Beginn des alttestamentlichen Schrifttums erst mit dem Jahre 1000 v. Chr. ansetzen, und nimmt man seine Blüte zwischen 800 und 700, sein Ende zwischen 200 und 100 an, so bleibt immerhin ein Zeitraum von ungefähr 2 Jahrtausenden zwischen der Niederschrift unserer ältesten Handschriften und derjenigen der ältesten Texte, ein solcher von 16 bis 17 Jahrhunderten bezw. einem Jahrtausend und mehr zwischen jenen Handschriften und der Blüte bezw. dem Ende des alttestamentlichen Schrifttums.

3. Freilich ist hier sofort daran zu erinnern, dass diese Zwischenräume sich wesentlich verringern, sobald eine weitere Thatsache grundlegender Art in Betracht gezogen wird. Während anderweitig alte Handschriften sorgfältig aufbewahrt werden, besteht bei den Juden die Vorschrift, die für den synagogalen Gottesdienst bestimmten Codices, sobald sie Spuren des Alters an sich tragen oder sonst unbrauchbar geworden sind, der Vernichtung anheim zu geben[9]). Sie sollen dadurch vor Profanierung geschützt werden[10]). Es versteht sich von selbst, dass eine solche Vorschrift nur entstehen konnte unter der Voraussetzung, dass der rasche Wechsel der Handschriften nicht eine ebenso rasche Veränderung des Textes derselben zur Folge haben werde, m. a. Worten unter der Voraussetzung,

---

8) Das Nähere vgl. bei Strack, Prolegomena critica in Vet. Test. hebr. (1873), bes S. 29 ff., 119 f., 43 ff.; Buhl, Kanon u. Text des AT. (1892) S. 86 ff.: Ginsburg, Introduction S. 241 ff., 469—778.

9) In der גניזה genannten Rumpelkammer der Synagoge, bzw. an dem Ort, wo die Handschrift zu vergraben ist; vgl. über den Begriff Geniza die interessante Erklärung des Maimonides bei Ginsburg, Introd. 156 Anm. 2. Nach ihr ist Geniza überhaupt nicht in erster Linie ein Ort, sondern ein Begriff: die Aufbewahrung — aber zum Zwecke des Vergrabens. Über das Wort גנז vgl. Strack, Proleg. S. 42; Buhl, Kanon etc. S. 7; Budde, Der Kanon des A.T. 1900 S. 64 f.

10) Es kann freilich immer noch die Frage erhoben werden, was mit den privaten Codices geschehen sei. Jene Vorschrift gilt nur für die zum synagogalen Gottesdienst bestimmten und erklärt hinreichend, weshalb es von dieser Art keine alten Handschriften giebt. Warum aber besitzen wir auch von der andern Art nur relativ so junge Handschriften? Die Antwort wird lauten: weil man auf ältere, massoretisch nicht vollkommen korrekte Manuskripte wenig Wert legte, sie deshalb untergehen liess, vielleicht auch absichtlich vernichtete. Zum Teil mögen auch die wechselvollen Schicksale der Judenschaft die Schuld hieran tragen.

dass die in der Synagoge seit langer Zeit gepflogene Art der Fortpflanzung der heiligen Texte unbedingten Schutz gegen willkürliche Eingriffe bot.

Trifft diese Voraussetzung zu, wie es in der That der Fall ist, so verringert sich jener Zwischenraum von 1—2 Jahrtausenden um die Zeit, die zwischen der Herstellung unserer ältesten Handschriften und zwischen dem Termine liegt, von welchem ab man auf die unveränderte Überlieferung der heiligen Codices überhaupt und im besonderen auf die Codices derjenigen Gattung, welcher unsere hebräische Bibel angehört, ein strenges Augenmerk zu richten begann.

Dieser Termin fällt zusammen mit der authentischen Feststellung des normativen hebräischen Bibeltextes durch die Synagoge bezw. ihre berufenen Vertreter, die Männer der sogenannten Massora. Die Massora, d. h. die Überlieferung, und ihre Meister, die בַּעֲלֵי הַמָּסוֹרֶת, richten, wie der Name anzeigt, ihre Aufmerksamkeit auf die bis ins Einzelne treue Erhaltung des überlieferten Textes. Sie wachen über der traditionell feststehenden richtigen Lesung des Konsonantentextes, sie registrieren aufs Genaueste den überkommenen Thatbestand, sie zählen alle irgend bemerkenswerten Erscheinungen auf und verbessern ihnen unmöglich erscheinende, aus sprachlichen, ästhetischen oder religiösen Gründen zu beanstandende Lesarten — ohne aber mit ihren Vorschlägen in den heiligen Bestand des überkommenen Konsonantentextes (K^{e}tīḇ) einzugreifen[11]).

In der Zeit nach der Einführung der Vokalzeichen werden dann in vokalisirten Texten zwar die Vokale des zu lesenden Wortes in den Text aufgenommen, die zu ihnen gehörigen Konsonanten hingegen bleiben an den Rand verwiesen (Q^{e}rē). Eine Ausnahme bildet nur das sogen. Q^{e}rē perpetuum, bei dem die einzusetzenden Konsonanten überhaupt wegbleiben (z. B. אדני für יהוה).

Alles das erklärt sich nur aus der Thatsache, dass den Vertretern der Synagoge der Bibeltext nicht mehr Menschenwerk ist, sondern heiliges Gut, das bis ins Kleine hinein treu zu hüten ist. Es zeigt uns aber auch, wie grosse Garantie für treue Überlieferung des Textes die Erscheinung des Massora ebendeshalb bietet.

---

11) Eine, aber doch wenig wesentliche, Ausnahme machen die sog. Tiqqūnē und ʿIṭṭūrē Sof^{e}rīm. S. über sie Buhl a. a. O. S. 103 ff. Ginsburg a. a. O. S. 308. Jedenfalls die ersteren werden aus einer Zeit stammen, in der man sich noch gewisse Freiheiten erlaubte, die die spätere Massora missbilligte.

4. Wie haben wir die Zeit dieser Massora anzusetzen? Zwar ihre berühmtesten Meister, ben Naftali und ben Ascher, lebten erst zu Anfang des 10. Jahrhunderts. Die Massora selbst aber und die Massoreten sind viel älter. Die Massora fällt auch nicht mit der Einführung der Vokalpunkte und Accente, der Arbeit der Naqdanīm, zusammen. Die letzteren, die wir seit 650—700 n. Chr. anzusetzen haben [12]), sind nichts anderes, als Gehilfen und Handlanger der Massora, ihre Arbeit ein Ausfluss und zugleich ein einzelner, wenn auch nicht zu unterschätzender, so doch nicht allzu wesentlicher [13]) Bestandteil der grossen Gesammterscheinung der Massora. Denn das Wesentliche an dem Prozesse der Vokalisation ist nicht die Vokalschreibung durch die Punktatoren, sondern das Fixieren der Lesung des Konsonantentextes. Sie aber gehört der Massora, und sie war ohne Zweifel längst, ehe man Vokale schrieb, einer der wichtigsten Bestandteile der Arbeit der Massoreten.

Man darf, um eine Vorstellung hiervon gewinnen zu können, sich nur die Schwierigkeiten vor Augen halten, welche die vollkommen und bis ins Einzelne und Einzelste korrekte Aussprache bzw. Vortragsweise eines bloss aus Konsonanten bestehenden Textes bieten musste. Sie zu erlernen war überhaupt nur möglich, wenn eine aufs genaueste festgelegte Tradition über die in jedem einzelnen Falle richtige Aussprache des Textes bestand und aufs sorgsamste in den Schulen eingeübt wurde.

Unsere Frage geht also genauer dahin: wie weit können wir die Lebensäusserungen der Massora und ihre Bemühung um die Erhaltung des Textes über die Vokalschreibung (ca. 650) zurückverfolgen [14])?

5. Die nächste Instanz, wenn wir von der Einführung der Punktation rückwärts schreiten, bilden Mischna, Gemara und Midrasch einerseits, andrerseits Hieronymus und Origenes. Zwar kann man zweifeln, ob das Wort Rabbi ʿAqiḇas in Pirqē Aḇōṯ III 13: מסרת סיג לתורה „die Überlieferung ist ein Zaun für das Gesetz“ die Massora im technischen Sinne meine und nicht vielmehr die Vorschriften, wie sie im Munde Jesu (Matth. 15, 2) als die *παράδοσις τῶν πρεσβυτέρων* charakterisirt sind. Hingegen zeigt die häufige Redensart יש אם למקרא ויש אם למסרת, wie hier im

12) Vgl. Ginsburg, Introd. 462; Strack Einleitung [5] 177.

13) Vgl. dazu Ginsburg, a. a. O. 462/63.

14) Vgl. dazu Geiger in Jüdische Zeitschrift f. Wiss. u. Leben III (1864/65) 78 ff. Strack Protest. R.-Enc. [2] IX 388 ff.

übrigen der Begriff Massora verstanden werden möge[15]), dass dem Talmud eine feste als Regel geltende Lesung des Konsonantentextes bekannt ist, ehe man zur Schreibung der Vokale geschritten war. Dies reicht für unsern Zweck aus.

Dasselbe Ergebnis liefert Hieronymus, der gelegentlich eine Übersetzung der LXX, die nach dem Konsonantentext möglich ist, auf Grund des hebräischen Textes in Zweifel zieht und verbessert. So nennt er zu Jes. 24, 23 die Übersetzung der LXX einen *error* und fährt fort, sie seien *decepti verbi* (לבנה) *ambiguitate*[16]). So erklärt er zu Gen. 15, 11 gegen die Übersetzung der LXX für וישב אתם (*καὶ συνεκάθιζεν αὐτοῖς*) geradezu: *in Hebraeo habet . . . et abigebat eas*[17]). Ebenso sonst, wo es sich nur um die Lesung der Konsonanten, also die Vokale handelt: *habetur in Hebraeo* u. dergl.[18]). Das Alles erklärt sich, da Hieronymus aus einem unvokalisierten Exemplar übersetzt, lediglich daraus, dass ihm (durch seine hebräischen Lehrer) die geläufige Lesung bekannt war und zwar in einer unserem heutigen Massoretentexte grundsätzlich sehr nahestehenden Gestalt[19]). Ja es finden sich sogar gewisse weitere Spuren des Vorhandenseins massoretischer Arbeit bei ihm. An einigen Stellen scheint ihm der Unterschied von Q^{e}rē und K^{e}tīḇ, an anderen das Vorhandensein der diakritischen Punkte bekannt gewesen zu sein[20]).

6. Ähnlich verhält es sich mit Origenes. Schon die Thatsache, dass er in seiner ersten Kolumne den blossen hebräischen Konsonantentext, in der zweiten hingegen die vokalisierte Wiedergabe desselben in griechischen Buchstaben darbietet, und zwar in einer Aussprache, die unserer massoretischen Vokalisation sehr nahesteht[21]), und weiter in dieser Aussprache als einer ihm durchaus feststehenden — wenigstens macht er nicht, wie Hieronymus mehrfach thut, auf die Möglichkeit verschiedenartiger Lesung

---

15) Vgl. darüber Hupfeld, Stud. u. Krit. 1830, 556; Strack R.-Enc. a. a. O. und Prol. 69, und andrerseits Levy, Neu-hebr. Wörterb. I 92.

16) S. Nowack, die Bedeutung des Hieronymus für die alttest. Textkritik 1875, S. 45.

17) Quaestiones hebraicae in libro Genesecos ed. de Lagarde 1868 S. 25.

18) Nowack a. a. O. S. 48 f.

19) Nowack a. a. O. S. 55.

20) Ebenda S. 40.

21) Über gewisse Verschiedenheiten s. u. § 65.

der Konsonanten aufmerksam[22]): — diese Thatsache schon lässt es als so gut wie sicher annehmen, dass zur Zeit des Origenes die jüdische Synagoge bereits eine feststehende Aussprache ihres heiligen Konsonantentextes besass, und dass somit die Massora als die Wächterin über der richtigen Fortpflanzung des heiligen Textes bereits existierte. Eine Bestätigung gewinnt dieser Befund durch die Art wie Origenes gelegentlich im Gegensatz zur Wiedergabe der LXX hebräische Eigennamen genau oder doch genauer nach dem massoretischen Text darbietet, so *Βαβελ* für *Βαβυλών* (Gen. 10, 10), *Ιησουε* (Aquila *Ιησουα*) für *Ἰησοῦς* (Field, Hexapl. I. S. LXXIII).

Auch sein Wort (Delarue IV, 141): Was *παρ' ἡμῖν Αὐνάν* gesprochen werde, laute *παρὰ δὲ Ἑβραίοις Ὠνάν* (= אונם), *πόνος αὐτῶν* — giebt Zeugnis hievon. Unter *παρ' ἡμῖν* kann er nur an die griechisch redenden Christen denken, welche die Transskription der LXX beibehalten haben, während die Juden nicht *Aunan* sondern *Onan* sprechen. Das heisst: die offizielle Aussprache der Massora ist ihm bekannt, wenn er sie auch nicht immer durchführt. So ist wohl auch sein *Ιησουε* für *Ιωσ.* zu verstehen.

7. Damit sind wir bereits in die Mitte bzw. das dritte bis vierte Jahrzehnt des 3. Jahrhunderts nach Christo geführt. Bedenken wir nun, dass auch die vororigenistischen Übersetzer gegenüber der LXX dasselbe Bestreben zeigen, wie z. B. Aquila Gen. 11, 6 *Βαβελ* für *Σύγχυσις*, Deut. 1, 38 *Ιησουα* für *Ἰησοῦς*, Gen. 33, 18 *Συχεμ* für gelegentliches *Σίκιμα* der LXX schreibt[23]), so wäre der letzte Termin, den wir mit einiger Sicherheit bestimmen können, die Zeit des Aquila, des ältesten jener grossen Übersetzer, und damit die Zeit des Kaisers Hadrian (117—138)[24]).

Es verdient hier erwähnt zu werden, dass Aquila als ein Schüler des berühmten Rabbi ʿAqīḇa gilt, den wir nicht allein als den Vater der Mischna, sondern auch jener streng buchstäblichen Behandlung des Schrifttextes kennen, aus der die Massora sich entwickelt hat; noch mehr aber, dass die Zeit Aquilas und des Rabbi ʿAqīḇa, des geistigen Vaters der

---

22) Es hängt das wohl auch mit der grösseren Sicherheit zusammen, mit der er im Vergleich mit Hieronymus die hebräische Sprache beherrschte.

23) Weitere Beispiele nach Swete, Introduction to the O. Test. in greek (1900) S. 39: *φεσα* (für *πασχα* u. *φασεκ(χ)*), Namen wie *Ἰωσιαού*, *Ἑλκιαού*.

24) S. noch Burkitt, Aquila S. 15 f. Swete, Introd. 439.

Massora, zusammenfällt mit der Zeit, in welcher man Gründe hat, die Ausscheidung und Anerkennung jenes vorhin genannten Archetypus aller unsrer hebräischen Bibelhandschriften anzusetzen[25]).

Zwar könnte man geneigt sein, die Thatsache, dass die synagogale Vorlesung des Gesetzes und der Profeten bis in die neutestamentliche Zeit und über sie hinaus bezeugt ist[26]), und dass diese öffentliche Vorlesung eingehenden Unterricht in der Art, wie der Text zu lesen sei, voraussetzt (vgl. P. Abot V 24; Josephus c. Apion. I 8. II 17 f.), zu weiteren Schlüssen zu verwerten, wie ja auch die Übersetzung κύριος für יהוה in LXX bereits das Qᵉrē perpetuum *Adonai* für das Tetragramm zu seiner Voraussetzung hat. Allein auf der einen Seite sind jene übrigen Thatsachen doch zu allgemein, um uns Schlüsse über die bestimmte Gestalt des in der Synagoge jener Zeit verwerteten Textes möglich zu machen, auf der andern zeigt eben das Beispiel der LXX, von der wir sonst wissen, dass sie einen erheblich anderen als den massoretischen Text kennt, dass zwar die allerersten Anfänge der „massoretischen" Bestrebungen in sehr frühe Zeit hinaufreichen, dass es aber doch einer längeren Entwickelung bedurfte bis sie zu einem gewissen Abschluss gekommen waren. Einen solchen können wir mit Sicherheit erst in der Zeit Hadrians konstatieren. Er mag am Ende des 1. Jahrhunderts unserer Zeitrechnung erfolgt sein.

8. Hat die vorangehende Erörterung gezeigt, wie weit wir die Bemühungen um die genaue Vokalisierung und Lesung des Konsonantentextes zurückverfolgen können, so lässt sich nun von ihr aus schon erwarten, dass die Massora gleichzeitig auch den Konsonantenbestand selbst nie ausser Augen gelassen haben werde. In der That hat es ja die Sorgfalt der Massoreten dahin gebracht, dass die grosse Menge der auf uns gekommenen hebräischen Handschriften gerade in Betreff der Konsonanten so gut wie keine nennenswerten Varianten aufweisen.

Nun zeigt eine genaue Vergleichung der Übersetzung des Hieronymus mit unserem geläufigen Bibeltexte, dass er denselben in fast allen wesentlichen Punkten ebenso vor sich hatte wie wir. Was wir heute anders lesen als er, ist zum grössten Teile als Folge junger Textverderb-

25) Vgl. Rob. Smith, Das Alte Testam. in der chr. Kirche S. 58. Cornill, Einleitung ins AT ³ 321 f. Swete, Introd. 434. 439 f.

26) z. B. Act. 13, 15. 15, 21; vgl. Jesus in Tempel und Synagoge. Weiter s. Zunz, Gottesdienstl. Vorträge der Juden (1833) S. 3 ff.

nis anzusehen. Wo er mit LXX und den andern Griechen geht, wird er entweder von ihnen abhängig oder wird der Massoretentext nach ihnen und Hieronymus zu bessern sein. Wo er gegen die Griechen mit Targum und Peschittō geht, mag es sich zum Teil um zufälliges Zusammentreffen handeln (so דשואל für ר' Num. 2, 14), zum Teil wieder um die bessere Lesart (so צמון für עמו Num. 22, 5) der massoretischen Rezension gegenüber. Endlich die wenigen Fälle, in denen er vollständig eigene Wege geht[27]), reduzieren sich, wenn man von geringfügigen Differenzen, die auf dieselbe Textgestalt weisen (בחם — בחם Gen. 14, 5; שלח — שלח 49, 10), absieht, auf noch weniger, so dass sie kaum ernstlich ins Gewicht fallen.

Dasselbe gilt auch hier von Origenes und seinen drei griechischen Vorgängern. Die erste Kolumne der Hexapla enthielt, soweit wir aus den Resten der zweiten sehen können, genau die Konsonanten unseres Massoretentextes. Und was er unter dem Titel *ἡ Ἑβραϊκὴ λέξις* oder *ἀνάγνωσις* uns von ihr mitteilt, bestätigt diesen Befund[28]), der sich leicht auch auf Aquila, Symmachus und Theodotion ausdehnen lässt (vgl. z. B. Gen. 11, 28 *Ουρ* gegen *χῶρα* der LXX, Ps. 75 (76), 3 *Σαλημ* gegen *ἐν εἰρήνῃ* [שלום] der LXX).

9. Ziehen wir das vorläufige Ergebnis, so sind wir nun im Stande zu sagen, dass das Werk der Massora sich bis auf die Zeit des Aquila, d. h. bis in die Regierung des Kaisers Hadrian zurückverfolgen lässt. In dieser Zeit muss man wohl unter dem Einfluss ʿAqības begonnen haben, auf die Überlieferung der unserem heutigen Codex zu Grunde liegenden Textgestalt besondere Aufmerksamkeit zu richten in einer Weise, dass ihre bis ins Einzelne treue Erhaltung und Fortpflanzung gesichert schien. Dass diese Bestrebungen ihre Vorläufer hatten, thut nichts zur Sache: sie mögen da gewesen sein, aber sie führten aus allerlei Gründen nicht zum Ziele. Dieses Ergebnis giebt uns nun aber auch die erwünschte Antwort auf die oben aufgeworfene Frage nach der Grösse des thatsächlichen Abstandes zwischen unseren ältesten Handschriften und dem alttestamentlichen Schrifttum selbst. Darf, wie sich gezeigt hat, die Textgestalt des beginnenden zweiten Jahrhunderts nach Christo im wesent-

27) Vgl. Nowack a. a. O. S. 38 f.
28) S. Field, Hexapl. I S. LXXIV f.

lichen mit derjenigen der uns — unmittelbar oder in älteren Drucken — erhaltenen Handschriften gleichgesetzt werden, so verringert sich der oben auf rund 2000 bis 1100 bezw. 1000 Jahre geschätzte Abstand um etwa 800 Jahre, wobei die Zeit zwischen Hadrian und dem Petersburger Profetencodex auf rund 800 Jahre angesetzt ist. Es bliebe damit nach den oben gegebenen ungefähren Ansätzen für die Hauptperioden der hebräischen Literatur zwischen ihnen und unsrer Textüberlieferung ein Zeitraum von rund 1200, 8—900 und 2—300 Jahren.

Es ist ersichtlich, wie wesentlich günstiger durch das Verdienst der Massoreten der Thatbestand sich stellt, als der nächste Augenschein zu ergeben versprach. Es leuchtet aber ebenso auch ein, dass der Abstand auch so noch gross genug ist — vor allem für die ganz beträchtlichen Bestandteile unsres Codex, die den zwei ersten Abteilungen zuzurechnen sind —, um den Wunsch nach einer abermaligen Verringerung in uns wachzurufen. Insonderheit muss der noch verbleibende gewaltige Abstand zwischen der Urschrift und unsrer Textgestalt uns einen lebendigen Eindruck von den mancherlei Schicksalen erwecken, denen der alttestamentliche Bibeltext unterworfen sein konnte, ehe er durch die Massora seine feste authentische Gestalt erhielt. Je weniger es eine solche gab, das heisst wiederum: je weniger eine Massora existierte, um so mannigfacher und einschneidender können dieselben gewesen sein.

Es empfiehlt sich, dass wir, ehe wir die Frage nach einer abermaligen Verkürzung jenes Abstandes erwägen, zunächst uns von einigen dieser Schicksale kurze Rechenschaft geben. Sie erst können uns zeigen, wo wir etwa bei jenem Streben, der Urschrift noch um einen oder einige Schritte näher zu kommen, einzusetzen haben. Sie allein können uns aber auch vor Illusionen bewahren, indem sie uns darauf aufmerksam werden lassen, welches etwa die Hindernisse sein mögen, die unserem Suchen nach dem Urtexte sich störend in den Weg stellen. Der Gang, den wir zu gehen haben, wird ein anderer sein als bis hierher. Sind wir bisher rückwärts geschritten, von unserer heutigen Bibel bis zur Bibel Aquilas und der Synagoge unter Hadrian, so werden wir nun besser am Anfang einsetzen und der natürlichen Entwickelung der Dinge folgen.

2. Kapitel. Fehlerquellen in vormassoretischer Zeit.

1. Doppelter Schriftwechsel.

10. Das älteste mit einiger Sicherheit zu datierende Denkmal in hebräischer Schrift ist die der Mitte oder der zweiten Hälfte des 8. Jahrhunderts v. Chr. angehörige Siloainschrift. Wie die Schriftzüge bekunden, hat die althebräische Schrift die allergrösste Ähnlichkeit mit der altphönizischen einer- und der moabitischen der Mesasäule andrerseits. Die letztere gehört der Mitte des 9. Jahrhunderts an, und von der phönizischen Schrift besitzen wir vielleicht noch eine ältere Probe in der auf Cypern gefundenen Schaleninschrift von Limassol[29]). Somit können wir die phönizisch-hebräische Schrift bis um das Jahr 900 oder 1000 v. Chr. zurückverfolgen. Dass sie aber noch um ein Beträchtliches älter ist, darf neben andern Gründen[30]) aus dem Umstande geschlossen werden, dass bereits die Mesasäule eine gewisse Neigung zur Kursivschrift erkennen lässt: die nach unten gehenden Striche neigen sich zum Teil recht stark nach links, d. h. nach dem folgenden Buchstaben (besonders bei כ, מ, נ, ם).

Es ist nach dem Gesagten nicht nötig, die Frage: wann den Hebräern der Schriftgebrauch bekannt geworden und in welche Zeit ihre allerersten Schriftdenkmale zu setzen seien, hier eingehend zu untersuchen: der eben dargelegte Befund zeigt uns zur Genüge, dass die aus dem Siloastein uns bekannte altisraelitische Schrift in ganz ähnlichem Duktus erheblich über das 9. Jahrhundert und bis in das 2. Jahrtausend v. Chr. hinauf verlegt werden darf. Von hier aus darf mit höchster Wahrscheinlichkeit angenommen werden, dass alle hebräischen Schriftdenkmale ohne Ausnahme bis auf die Zeit des Siloasteines diese Schriftzüge trugen[31]). Hierher

---

29) Lidsbarski, Nordsemitische Epigraphik I, S. 118. 176. 419. II, Taf. II. 1. Ball, Light from the East (1899), S. 238/9.

30) Auch die Art der Entstehung der griechischen Schrift aus der semitischen spricht für noch höheres Alter der letzteren, vgl. auch Lidsbarski a. a. O. I, 176.

31) Sollte mit der „Leuteschrift" חרט אנוש von Jes. 8, 1 eine Art Kursive, wie manche meinen, und nicht einfach die übliche, dem gemeinen Mann verständliche Schrift (im Gegensatz zu Geheimschriften?), gemeint sein, so käme jene Kursive jedenfalls für uns hier nicht in Betracht. Erzählungsbücher und Profetenschriften hätte man jedenfalls in der feierlicheren, für Urkunden verwendeten Inschriftenschrift geschrieben. Vgl. Dillmann-Kittel, Jesaja[6] zur Stelle.

also gehören — um von allen literarischen Streitfragen hier abzusehen — jedenfalls ausser den älteren Profetenschriften wie Amos, Hosea, Jesaja[32]), besonders alle älteren Stücke der vorderen historischen Bücher, sowie die jahvistische und elohistische Urkunde des Hexateuch. Sie alle werden wir uns ohne weiteres in der Weise des Mesasteines oder der Siloainschrift — nur etwa mit leichten Modifikationen, wie sie die Kodizialschrift gegenüber der monumentalen von selbst mit sich brachte, — geschrieben zu denken haben[33]).

11. Leider fehlen uns aus der Zeit nach 700 und bis zur Zeit nach der Rückkehr aus dem babylonischen Exile Denkmale aus Israel selbst, die uns unmittelbar über die Entwickelung der hebräischen Schrift sichere Auskunft geben könnten. Der Umstand, dass die phönizischen Inschriften der mittleren Zeit wie die von Byblos oder diejenigen des Tabnit oder des Eschmunazar der Schrift des Mesasteines noch recht nahestehen, kann dafür geltend gemacht werden, dass auch die Hebräer ihre alte Schrift bis in die persische Zeit beibehalten haben werden. Für die Zeit bis zum Exile wird die Annahme der Beibehaltung der alten Schrift ohne weiteres zutreffend sein, wenngleich die Gestalt, welche die althebräische Schrift in den Münzen der Hasmonäer annimmt, uns eine Vorstellung davon giebt, dass auch die hebräische Schrift — ähnlich wie die phönizische — in der Zwischenzeit nicht vollständig ruhte. Die Hasmonäer wollen durch ihre Münzinschriften an das alte, genuine Hebräertum anknüpfen, sie werden also die alte Schrift in der relativ reinsten und altertümlichsten Gestalt, die sie erreichen konnten, hergestellt haben. Trotzdem ist die Entwickelung zur späteren Schrift, zur samaritanischen wie zur Quadratschrift, hier unverkennbar[34]). Sie ist bereits in der Siloainschrift im Unterschiede von Mesa leise vorgebildet[35]) und wird sich von 700 an noch mehr geltend gemacht haben, etwa in der Weise und dem Grade wie jene späten Münzen sie darstellen.

Aber sieht man auch hievon ab: die Thatsache, dass Israel seit dem Exile sich in ostsemitischem, geistig noch mehr als der Westen unter

32) In ihrer ursprünglichen Gestalt.

33) Kleinere Unterschiede wie sie Lidsb. a. a. O. S. 184 hervorhebt, kommen hier nicht in Anschlag.

34) Lidsbarski Epigraph. I S. 185 unten.

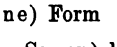
35) Vgl. Lidsbarski I S. 184 Mitte.

aramäischem Einflusse stehendem Gebiete befand, konnte kaum ohne Einfluss bleiben. Hat man sich auch nach Kräften bemüht, die ererbte Eigenart zu erhalten, der vielfache Verkehr mit Aramäern, vor allem aber das immer weitergehende Umsichgreifen der aramäischen Sprache konnte die hebräische Schrift ebensowenig wie die hebräische Sprache unbeeinflusst lassen. So können wir uns nicht wundern, dass die Schrift, in welcher die heimkehrenden Kinder Israel das Gesetz Moses besassen, eine wesentlich unter aramäischem Einflusse stehende Umbildung ihrer alten Schrift darstellte. Denn was wir heute als samaritanische Schrift bezeichnen, ist die Schrift, in welcher die Samariter der Zeit Esras das von den Juden erhaltene Gesetz schrieben. Es ist dies zugleich dieselbe Schrift, die sich heute noch in der Bibel der Samariter findet, nur hier mit allerlei — schwerlich ursprünglichen — Zieraten versehen. Wie die Schrift ehedem aussah, mögen wir am besten aus einer zwar viel späteren, aber den Typus wesentlich reiner enthaltenden Inschrift (aus Nablus um 500 n. Chr.) ersehen. Auf sie passt auch die für den Codex Samaritanus unzutreffende Bemerkung des Origenes[36]), in der alten Schrift habe ה die Gestalt eines Kreuzes gehabt[37]). Es ist kein Grund zu der Annahme gegeben, dass die Samariter das Gesetz anders geschrieben haben sollten, als sie es vorfanden. Somit wird auch der Codex, den Esra nach Neh. 8 f. in Jerusalem vorlegte und für kanonisch erklären liess, in der „samaritanischen" oder einer ihr nächstverwandten Schrift geschrieben gewesen sein.

12. Natürlich liegt an sich die Annahme nahe, die samaritanische Schrift habe sich selbständig in Palästina aus der archaisch-hebräischen entwickelt, wenn auch unter analogen (wesentlich aramäischen) Einflüssen und darum

---

36) S. bei Driver, Notes on ... the books of Samuel S. X.

37) Vgl. Lidsbarski II, Taf. XLVI: Althebr. etc. Col. 7. Man wird gegen das Obige nicht einwenden können, jene sei die Kodex-, diese die Inschriftenschrift. Denn die (geschriebene) Form  erklärt sich nur aus dieser Inschriftenschrift; in jener (der des Codex Samar.) hätte sie wesentlich anders ausgesehen und vor allem die Verwechslung von Jod und Vau nicht ermöglicht. Richtig aber ist, dass bereits der Duktus der samaritanischen Monumentalschrift selbst den Eindruck macht, dass sie nicht als solche, sondern als Codicialschrift geschaffen sei (Lidsb. S. 186). Dies würde zu der Annahme stimmen, dass sie im babylonischen Exil, wo mehr Anlass war, Bücher als Inschriften zu verfassen, entstanden sei. Der Codex Samar. in seiner heutigen Gestalt zeigt eine spätere etwas verschnörkelte Fortbildung derselben.

in derselben Richtung wie die der Exulanten. In der That ist eine parallel laufende Aramaisirung der alten Schrift auf beiden, ursprünglich jedenfalls in regem Verkehr unter einander stehenden, Gebieten wahrscheinlich. Allein es verdient daneben doch Beachtung, dass wir das bestimmte Zeugnis des Talmud haben[38]), nach welchem die Juden den Samaritern mit der Tora auch die althebräische Schrift überliessen (Sanh. 21[b] 22[a]; beachte besonders והניחו להדיוטות כתב עברית). Damit ist zwar nicht ausdrücklich gesagt, dass jene die Schrift mit dem Buche förmlich übernahmen, wohl aber, dass sie das Buch in derselben Schrift, in der sie es empfingen, herübernahmen. Hatten sie also die Schrift bereits, so behielten sie sie, hatten sie jene Modifikationen der alten Schrift zur mittleren hin, die sie im Buche vorfanden, noch nicht oder nur zum Teil vollzogen, so nahmen sie sie jetzt dem Buche zuliebe an.

In derselben Schrift, in der die Tora geschrieben war, werden auch Maleachi, Sacharja und Haggai und überhaupt die Schriftsteller jener Periode ihre Bücher geschrieben haben, während gleich den zahlreichen älteren Bestandteilen der Tora auch diejenigen Bücher der älteren Profeten, von denen man im Laufe der Zeit neue Abschriften gefertigt hatte — und das werden die Mehrheit, wo nicht alle, gewesen sein —, in jene neue althebräische, genauer gesagt in die mittlere hebräische Schrift, die sogen. samaritanische oder eine ihr nächstverwandte, übertragen wurden. Fällt auch der Unterschied nicht allzusehr in's Gewicht, so dass von einem „Umschreiben" im strengen Sinne, wie bei der Annahme der Quadratschrift, nicht wohl die Rede sein kann, sondern mehr von einer allmähligen, schrittweisen Umgestaltung, so ist er doch andererseits gross genug, um nicht ohne Folgen zu bleiben.

13. Einen urkundlichen Beweis für diesen Gang der Dinge besitzen wir seit einigen Jahren. Man kannte längst die Angaben des Origenes und Hieronymus[39]), nach welchen das Tetragrammaton יהוה in den genauen Handschriften (der griechischen Übersetzer)[40]) mit hebräischen Buchstaben, aber nicht den damals geläufigen, sondern den althebräischen geschrieben

38) S. den Text z. B. bei Driver a. a. O. S. IX; Bleek-Wellhausen Einleit. [4] 628; Lidsbarski I S. 190. Dort auch die Belege aus Origenes und Hieronymus.

39) Den Text s. bei Buhl a. a. O. 204, ferner Prot. Real-Enc. [3] VIII 530 (Art. Jahve).

40) Er denkt wohl besonders an Aquila.

war. Die Griechen haben, heisst es bei Hieronymus weiter, das Wort *propter similitudinem elementorum Pi Pi* gelesen. Ebenso wusste man längst, dass zwar nicht in der üblichen Septuaginta selbst, wohl aber bei Aquila, Symmachus, Theodotion u. s. w. und in der zweiten Kolumne des Origenes für hebräisches יהוה statt *Κύριος* ΠΙΠΙ geschrieben wird. Man schloss hieraus meist, scheinbar mit vollem Rechte, es müsse die „althebräische" Schrift, die jene Übersetzer vor sich hatten, so ausgesehen haben, dass die Verwechselung für griechische Augen sich erklärte, d. h. die jenen Übersetzern vorliegenden Codices seien in einer der Quadratschrift schon sehr nahestehenden Schrift geschrieben gewesen[41]).

Seitdem die durch Burkitt[42]) veröffentlichten neugefundenen Fragmente aus Aquila bekannt geworden sind, ist es möglich, über diese Frage richtiger zu urteilen. Sie bereiten uns nemlich die nicht geringe Überraschung, dass Aquila gar nicht ΠΙΠΙ schreibt, sondern 𐤉𐤄𐤉𐤄. Welche der beiden Schreibarten älter ist, kann nicht in Frage kommen. Es ist kein Zweifel, dieses 𐤉𐤄𐤉𐤄 stellt das Tetragramm in den „althebräischen" Buchstaben, von denen Origenes weiss, dar.

Was folgt daraus? Ein Dreifaches. Erstens: dass zur Zeit des Aquila und noch des Origenes eine Schrift für althebräisch galt, in der für יהוה die obigen Zeichen geschrieben werden konnten. Zweitens: dass diese Handschriften, die Origenes nennt und zu denen jedenfalls die Übersetzung des Aquila gehört, aus hebräischen Vorlagen geflossen sind, die entweder überhaupt nicht in Quadratschrift geschrieben waren oder jedenfalls das Tetragramm nicht in ihr wiedergaben. Denn Origenes weiss zwischen Quadratschrift (*τοῖς νῦν*) und zwischen althebräischer Schrift (*τοῖς ἀρχαιοτάτοις χαρακτῆρσι*) — auch wenn er die letztere nur wenig mehr selbst kennt[43]) — wohl zu scheiden. Seine geringe Vertrautheit mit der alten Schrift wird ihn auch veranlasst haben, für jene Zeichen

41) Vgl. z. B. Buhl a. a. O. 203 ff. Er hält die Bemerkung des Origenes für ein Missverständnis. Irrtümlicherweise redet man je und dann auch von der LXX überhaupt und baut hierauf weitgehende Schlüsse.

42) Fragments of the books of Kings according to the translation of Aquila, Cambr. 1897. Ganz ähnlich, doch, wie mir scheint, mit etwas späterem Duktus, in den von Taylor herausgeg. Cairo Genizah Palimpsests (1900).

43) Die Gestalt des alten Tau hat er von einem Konvertiten erfragt, s. bei Driver, Notes X.

das ΠΙΠΠ einzusetzen[44]), das doch wohl gerade auf ihn (oder Eusebius)[45]) zurückzuführen sein wird. — Drittens endlich folgt aus diesem Thatbestande, dass jene „althebräische" Schrift, die sich in der hebräischen Bibel des Aquila — ganz oder teilweise — noch fand, nicht die archaische des Mesa oder vom Siloakanal war, sondern eine mittlere althebräische Schrift.

Wie das Tetragramm in wirklich althebräischer Schrift aussah, sagt uns in vollkommen authentischer Weise Mesa Zeile 18, wo das Wort so aussieht: 𐤉𐤄𐤉𐤆. Ähnlichkeit und Unterschied springen sofort in die Augen, sobald man 𐤉𐤄𐤉𐤄 daneben hält. Die beiden ה sind dieselben; aber ו und ז können bei Mesa unmöglich verwechselt werden. Die Vorlage Aquilas setzt ein Alphabet voraus, in dem Jod̲ den rechten unteren Querstrich eingebüsst und insbesondere in dem Vau seine Gestalt dem Jod̲ so angenähert hat, dass eine Verwechslung eintreten konnte. Dies trifft bei einigen aramäischen der mittleren Zeit und besonders beim samaritanischen (aber nicht des Cod. Sam.) zu. Es ist von Interesse zu vergleichen, wie das Tetragramm auf der Inschrift von Nablus aussieht. Aus der Gestalt 𐤉 𐤄 𐤉 𐤄, die sich am unteren Rande der Inschrift findet, ist, sobald die Buchstaben senkrecht gestellt werden und die auch bei ה heraustretende Neigung, dem mittleren Querstrich einen Fortsatz nach rechts zu geben, berücksichtigt wird, die Form des ו bei Aquila unmittelbar herauszuerkennen. Fehlte bei Aquila und seinen Gewährsmännern dieser Fortsatz nach rechts hier, so konnte er nur zu leicht auch beim ז fallen[46]), wie es in ägyptisch-aramäischen Inschriften der

---

44) D. h. יהוה in der Transcription aus der (ältesten) Quadratschrift, in welcher ה und ח und ז und ו schwer zu scheiden sind (vgl. noch den Petersburger Profetencodex von 916).

45) So Ceriani bei Swete, Introduction to the O. T. in greek S. 40.

46) Eine Spur desselben findet sich ganz deutlich noch an einer Stelle des Originals; vgl. die Photographie bei Burkitt fol. 1 v. Col. a Zeile 21, wo der Buchstabe so aussieht 𐤆. Man sieht hier besonders deutlich, dass dieses Vau (= Jod̲) Aquilas die einfache Fortbildung des aus 𐤉 herausgewachsenen Typus 𐤉 oder 𐤉 ist, der sich auf hebräischen Siegeln und Gemmen der mittleren Zeit findet; s. z. B. bei Chwolson Corp. Inscr. hebr., Schrifttafel (v. Euting) Col. 39. Man denke übrigens auch an das griechische Digamma Ϝ, archaisch 𐤆 (ebenda Col. 6).

mittleren Zeit und auf derjenigen von ʿAraq-el-Emir (176 v. Chr.) thatsächlich der Fall ist[47]), während der dritte Querstrich des Jod nach links eine spezifische Eigentümlichkeit der Samaritaner zu sein scheint.

14. Somit sind wir denn wieder auf demselben Punkte angelangt, auf den uns die von der Entwicklung der hebräischen Schrift entnommenen allgemein paläographischen Erwägungen geführt hatten: es gab eine mittlere hebräische Schrift, die, unter aramäischem Einfluss entstanden und der samaritanischen der Inschriften nächstverwandt, eine Mittelstellung zwischen der archaischen und der Quadratschrift einnahm und in der wir die hebräischen Bibeltexte in der mittleren Zeit (während des Exiles und in der ersten Zeit nach der Restauration) uns zu denken haben.

Wie lange hat sie sich erhalten? Dass sie von der Quadratschrift oder der „assyrischen" d. h. syrischen (aramäischen), wie die Rabbinen sie nannten, weil sie gleich der samaritanischen, nur in viel stärkerem Masse, auf aramäischen Einfluss zurückgeht, abgelöst wurde, ist eine bekannte Thatsache, die in allen unseren hebräischen Bibelhandschriften deutlich zu Tage tritt. Die Frage kann nur sein, wann dieser Umschwung sich vollzogen habe[48]).

Nach der jüdischen Überlieferung soll Esra die neue Schrift aus Babylonien mitgebracht und sie bei den Juden eingebürgert haben, und zwar im Gegensatz zu den Samaritern, die die alte Schrift beibehielten. Thatsache ist, dass die Quadratschrift im Osten entstanden ist, sie mag also in der That im babylonischen Exil den Juden bekannt geworden sein[49]). Von heimkehrenden Exulanten ist sie wohl nach Jerusalem gebracht worden und dort in Gebrauch gekommen, vielleicht zuerst für heilige Zwecke, um, wie die Tradition angiebt, den Unterschied von den ketze-

---

47) S. Lidsbarski, Epigr. II. Taf. XLV Col. 7 und Eutings Schrifttafel bei Gesenius-Kautzsch, Grammat., sowie Driver Notes XXII. Auch Malta (Lidsb. XLIV, Col. 18) hat dies Jod besonders deutlich (ל).

48) Dass die Makkabäerfürsten auf ihren Münzen über die „mittlere" Schrift hinüber auf die eigentlich archaische, wenn auch wie oben gezeigt, in einer etwas modifizierten Gestalt, zurückgriffen, ist nicht zu verwundern. Die Thatsache beweist im Übrigen nur, dass man in jener Zeit noch (weniger vielleicht auf Grund von Codices, als auf Grund von Siegeln, Gewichten und anderen Schriftdenkmalen) Kunde von der archaischen Schriftart besass.

49) Über Blau, Zur Einleit. in die heil. Schrift (1894) s. unten § 18 Anm. 60.

rischen Samaritern und ihren heiligen Schriften zum Ausdruck zu bringen. Dass aber die neue Schreibweise sich nicht mit einem Schlage, sondern allmählig einbürgerte, ist a priori wahrscheinlich und leuchtet ausserdem aus der oben besprochenen Thatsache noch durch, dass zur Zeit Aquilas noch Handschriften existierten, welche die Erinnerung an die alte — genauer: die mittlere — Schrift erhalten hatten.

Wir haben also wohl den Hergang so zu denken, dass eine längere Zeit Handschriften beider Art neben einander hergingen, bis die in Quadratschrift geschriebenen die andern mehr und mehr verdrängten. Es scheint, dass dieser Prozess in der Zeit Jesu im ganzen abgeschlossen war, und es wird sich bei Aquila, falls wir es hier mit einer ganzen Handschrift dieser Art zu thun hätten, mehr um einen blossen Nachzügler als um eine geläufige Erscheinung handeln; sehr wohl denkbar ist aber auch der Fall, dass Aquila durch seine Art, das Tetragramm zu schreiben, uns nur von der Sitte Kunde giebt, den heiligen Namen allein — nicht den ganzen Text — in altertümlicher Schrift zu geben, um ihn vor den profanen Augen eines Nichtjuden zu schützen, der etwa die geläufige jüdische Schrift sich aneignen konnte, die ältere aber nicht mehr verstand. Diese Erwägung würde darauf führen, dass zu Aquilas Zeiten jene ältere Schrift nur noch den Charakter eines Kuriosums[50]) besessen hätte, das zwar einzelnen noch zugänglich, der Masse aber, und besonders Fremden, verschlossen war. Somit empfiehlt es sich auch von hier aus, die Zeit Christi als die untere Grenze für die allgemeine Einführung der Quadratschrift anzusetzen[51]).

15. Einen inschriftlichen Beleg dafür, dass die Quadratschrift auch in der monumentalen Schreibweise selbst sich nur allmählig und schrittweise

---

50) Die Thatsache, dass auch Bar Kochba auf seinen Münzen noch die alten Schriftzeichen, und zwar in ursprünglicherer Form als Aquila, gebraucht, wird hieran kaum etwas ändern. Jedenfalls wird man schwerlich (s. noch Burkitt Aquila S. 16) irgend welche Schlüsse hieraus ziehen dürfen.

51) Ob hierfür Matth. 5, 17 in Anspruch genommen werden darf, mag immerhin dahingestellt bleiben. Noch in der Inschrift der Bᵉne Ḥezir (s. u.) ist nicht Jod der kleinste Buchstabe, sondern Zain (Zeile 2 אלעזר), auch in der von Qefr Birʿim ist es nicht besonders klein, obwohl in ihr sonst die Quadratschrift recht gut durchgeführt ist, und vor allem die Lesung ΠΙΠΠΙ von ihr aus leicht verständlich wird, da Jod und Vau zum Verwechseln ähnlich aussehen. (Chwolson, Corpus Inscr. No. 17; Driver, Notes. XXV).

eingebürgert hat, besitzen wir in der bekannten kurzen Inschrift von ʿAraq-el-Emir vom Jahr 176 v. Chr. Leider besteht dieselbe nur aus 5 Buchstaben, deren Lesung ausserdem nicht ganz zweifellos ist. Man schwankt zwischen טוביה und עזביה, doch scheint das letztere richtig zu sein[52]). Wie dem sein möge, jedenfalls steht das Jod noch dem alten, und besonders dem mittleren Alphabet nahe, während Bet und He schon fast ihre bekannte Gestalt in der Quadratschrift erlangt haben, ebenso der zweite Buchstabe, sei er ו oder ר. Wenn wir also hier eine Inschrift mit gemischtem System antreffen, ist dann anzunehmen, dass auch unsre Handschriften zum Teil oder sämtlich eine Zeitlang eine derartige Schriftmischung in sich darstellten? Ausgeschlossen ist dies nicht, findet sich doch auch in der entschieden späteren Inschrift der Bᵉne Ḥezir[53]) noch ein Jod, das in einzelnen Fällen (z. B. in יהודה Zeile 1) dem alten und dem der vorigen Inschrift recht nahe steht (ך). Aber es wird sich anderseits aus dem dürftigen Inschriftenmaterial auch wenig Sicheres erschliessen lassen, vollends da jene beiden Inschriften eine wesentlich geringere Fertigkeit in der Schreibekunst voraussetzen, als sie bei geübten Buchschreibern jener Zeit angenommen werden darf. Bei der Unsicherheit des Ergebnisses werden wir uns nach weiteren Instanzen umsehen müssen. Auch hier kann vielleicht die Septuaginta um einen Schritt weiter führen.

16. Welche Schreibweise setzt also die LXX voraus, die alte bzw. mittlere oder eine gemischte?

Zunächst wird man sich gegenwärtig halten müssen, dass die LXX nicht das Werk Eines Mannes und Einer Zeit ist. Haben eine ganze Reihe von Händen an dieser Übersetzung gearbeitet und hat die Zeit von der ersten Hälfte des dritten Jahrhunderts v. Chr. bis zur Mitte des zweiten an ihr Teil, so wird es zum Voraus nicht wahrscheinlich, dass dem ganzen Werke eines und dasselbe Exemplar des hebräischen Codex zu Grunde gelegen habe. Nur soviel werden wir erwarten dürfen, dass den Übersetzern, falls ihnen verschiedene Codices vorlagen, Handschriften desselben Typus, nemlich der in Ägypten verbreiteten Rezension des he-

52) S. bei Driver Notes S. XXII f.

53) Chwolson, Corp. Inscr. Hebr. No. 6. Driver, Notes on Sam. XXIII.

bräischen Textes zur Verfügung standen. In welcher Schrift waren dieselben, bzw. wie war der eine Codex geschrieben?

Driver[54]) nimmt an, LXX habe weder die alte noch eine der ägyptisch-aramäischen nahestehende Schrift vor sich gehabt, sondern ein (wahrscheinlich palästinisches) Übergangsalphabet, das demjenigen von Qefr-Bir'im glich, also bereits im Wesentlichen die Quadratschrift wiedergab. Er beruft sich auf die häufige Verwechselung von ר und ו, sowie von ב und מ in LXX, ausserdem auf diejenige von ת, ח und ם, die nur in der neuen, nicht aber in der alten und mittleren Schrift möglich seien, während die Vertauschung von ר und ד nichts beweise. Seine Beispiele giebt Driver hauptsächlich aus den Samuelbüchern und dem Psalter, beschränkt sie aber auf die Buchstaben ר und ו, ב und מ, und ד und ר.

Nun ist es zweifellos richtig, dass die genannten Konsonanten in der Quadratschrift oder einer ihr nahestehenden Schreibweise leicht zu verwechseln sind. Aber es darf meines Erachtens nicht übersehen werden, dass nicht allein die Vertauschung von ד und ר in fast allen Formen des semitischen Alfabets möglich ist, sondern dass auch ר und ו in der mittleren Schrift, sowie ב und מ in manchen Formen der althebräischen Münzschrift und der aramäisch-ägyptischen Schrift eine Vertauschung sehr wohl zulassen. In Beziehung auf ר und ו genügt es an die Wiedergabe von יהוה bei Aquila zu erinnern. Dasselbe gilt für ג und ז, die in 2 Sam. 24, 13 als Zahlzeichen (LXX τρία ἔτη) verwechselt sind (𐤆 und 𐤂). Es kommt dazu, dass sich doch auch Beispiele, wie ich glaube in nicht geringer Zahl, werden finden lassen, die ein Auseinandergehen der LXX und des MT nur auf Grund der alten oder mittleren Schreibweise innerhalb der Vorlage der LXX verständlich machen. Es fehlen hierüber freilich noch eingehende und systematische Untersuchungen[55]). Immerhin möchte ich einiges Wenige beibringen. Ich wähle mit Absicht zwei junge Schriften, weil bei ihnen die Erwartung, dass LXX sie in Quadratschrift vorgefunden habe, noch am meisten berechtigt scheinen kann. Sollte sie bei ihnen nicht zutreffen, so wäre die Wahrscheinlichkeit, dass die Tora

54) Notes on Samuel S. LXV ff. Vgl. dazu Swete, Introduction S. 320 f.

55) Vgl. zum Dodekapropheton bes. Vollers in ZAW III (1883) 229 ff. Dort auch einige Literatur. Das Material bedarf aber der Sichtung. So z. B. sind כ und מ und ב und מ auch in der Quadratschrift wohl zu verwechseln.

und die vorderen Profeten, die allem nach früher übersetzt sind, bereits in Quadratschrift existierten, noch geringer.

17. Schon de Lagarde hat in seinen Anmerkungen zur griechischen Uebersetzung der Proverbien (1863) die Vermutung ausgesprochen, dass dieses Buch dem Übersetzer in der alten Schrift vorgelegen habe. Ihm ist besonders die Verwechslung von א und ד aufgefallen[56]), die in der That in der neuen Schrift sehr schwer, in der alten und mittleren aber leicht zu erklären ist. Beispiele sind: 10, 24 חבאני — אבדני (?); 19, 28 און — דין; 20, 4 דגן — ואין; 24, 2 שוד — שוא; 24, 15 תשדד — תשיאך; 28, 2 יאריך — *κατασβέσει* = ידעכו (?)[57]).

Dazu gebe ich einige Beispiele aus dem 1. Chronikbuche:

1, 46 עוית (Q^{e}rē) — *Γεθθαιμ* = עתים weist auf Vertauschung von ו und ת neben ת und ם. Die erstere ist nur in der alten und mittleren Schrift möglich.

2, 29 מולידי — *Μωηλ* (für *Μωηδ*) = מועד. Die Vertauschung von ל und ע ist nur in der alten Schrift möglich.

4, 8 חָרֻם — *Ιαρειμ* = יָרֻם. Auch diese Verwechslung von ח und י ist durch die alte und mittlere Schrift durchaus nahegelegt[58]).

6, 61 חמון — *Χαμωθ* = חמות. Bei נ und ת gilt dasselbe.

12, 38 עדרי — *παρατασσόμενοι* = ערכי. Auch ר und כ sind sich nur in der alten und mittleren Schrift ähnlich genug, um die Verwechslung möglich zu machen (Vgl. dazu 11, 35 שכר = שרר in 2 Sam.).

21, 12 נספח — *φεύγειν σε* = נָסָכְתָּ. Auch פ und כ sind in alter und mittlerer (vgl. die samaritanische) Schrift besonders leicht zu verwechseln[59]).

18. Ziehen wir das Ergebnis, so scheint mir, soweit die Paläographie hier überhaupt ein sicheres Resultat zu liefern im Stande ist, der Beweis erbracht, dass die griechischen Übersetzer ihr Altes Testament jedenfalls

---

56) Für א und ת, die weder in der alten noch in der neuen, sondern nur in der mittleren Schrift zu verwechseln sind, giebt einige Beispiele Ginsburg, Introd. 291 ff (Gen. 46, 16 אצבן — *Θασοβαν* u. a.). Ebendort 294 für צ und ר, נ und פ.

57) Wobei freilich zweifelhaft ist, ob die Uebersetzung der LXX nicht aus dem vorhergehenden ידע כן geflossen ist; s. Frankenberg, Komm. zur Stelle.

58) S. dasselbe für die Genesis: Ball, Genesis (Text) zu 38, 5; 47, 3; 49, 20; auch 15, 6; 30, 13; 31, 7; 34, 5. Ausserdem Wellhausen, Text der BB. Sam. 15 Anm.

59) S. weiter Ball a. a. O. zu Gen. 5, 25 und 49, 10 (מ und ש) und zu Gen. 41, 56 und 46, 21, sowie Vollers a. a. O. 231 zu Am. 8, 1; 9, 9 etc. (צ und ש).

nicht durchweg in Quadratschrift geschrieben vor sich hatten[60]). Es ist unleugbar, dass eine stattliche Zahl von Buchstaben-Verwechselungen sich leicht aus der Quadratschrift verstehen lassen. Aber nicht nur sind die meisten derselben auch bei der mittleren Schrift möglich, sondern eine andere Zahl lässt sich nur aus einer der Quadratschrift vorangehenden Schreibweise deuten. Es ist darum wahrscheinlich, dass wir jene Handschriften uns als in einer Mischschrift geschrieben vorzustellen haben, in der alte und junge Elemente nebeneinander hergingen, die ersteren aber noch ziemlich stark vertreten waren. Auch ist es nach dem paläographischen Befunde wie nach der Lage der Dinge recht naheliegend anzunehmen, dass jene Handschriften zum Teil in Ägypten selbst hergestellt waren und darum den aramäisch-ägyptischen Typus der mittleren Schrift mit zum Ausdruck brachten.

19. Wie dem aber sei, jedenfalls muss die bisherige Erörterung zur Genüge gezeigt haben, eine wie reiche Quelle von Schreibfehlern und ähnlichen Verstössen schon der blosse paläographische Thatbestand am Alten Testamente uns offenbart. Es ist nach dem bisher Ermittelten unsicher, ob überhaupt ein einziges auch unter den jüngsten Büchern des AT ursprünglich schon in derjenigen Schrift verfasst war, in der wir es heute lesen. Vielmehr hat wahrscheinlich für alle, jedenfalls für fast alle eine Umschreibung in die Quadratschrift, für nicht wenige aber eine mehr als einmalige Änderung des Schrifttypus stattgefunden. Dass es bei solchem Umschreiben nicht ohne besondere und über das bei Abschreibern überhaupt zu erwartende Mass hinausgehende Versehen abgeht, liegt in der Natur der Sache. So gut die Übersetzer in den genannten und vielen andern Fällen Lesefehler in dieser Richtung begingen, ebensogut müssen solche an andern Stellen bei jenen die Umschrift besorgenden Kopisten als möglich angenommen und als gewichtiger Faktor, mit dem zu rechnen ist, in die Rechnung eingestellt werden.

---

60) Hiermit stimmt im Ganzen das Ergebnis überein, zu dem Blau, Einleitung in die heilige Schrift (1894) S. 48 ff., 68 ff. gelangt. Wenn B. aber aus den makk. Inschriften und andern Zeugnissen schliesst, dass „das erste Auftauchen der aramäischen (assyrischen) Schrift in den biblischen Codices“ erst „in die Zeit der hasmonäischen Erhebung oder höchstens einige Dezennien vor derselben“ falle, so wird er dem Thatbestande in der LXX nicht gerecht.

Aber freilich sind damit die Schicksale des alttestamentlichen Textes und somit auch die Fehlerquellen für ihn keineswegs erschöpft.

2. Worttrennung. Vokalkonsonanten. Vokalisation.

20. Es ist bekannt, dass die Mesasäule und die Siloainschrift, einem auch sonst bei Semiten beobachteten Brauche folgend, die einzelnen Wörter durch einen Punkt zu trennen pflegen, während allerdings die phönizischen[61]) sowie die späteren hebräischen Inschriften keine Worttrennung aufweisen. Ist es demnach auch keineswegs sicher, so ist es doch recht wohl möglich und nicht unwahrscheinlich, dass auch die ältesten hebräischen Handschriften einen Punkt als Worttrenner zu verwenden pflegten. Aber ebenso sicher ist auch, dass die Worttrennung so wenig konsequent durchgeführt oder so wenig deutlich angezeigt war, dass sie leicht übersehen werden und an Stelle der vom Verfasser gewollten eine andere Abteilung der Worte treten konnte. Noch unsere hebräischen Quadratschrifthandschriften zeigen mehrfach[62]) die Gewohnheit der Schreiber, die Worte eng aneinander zu fügen; dürfen wir ihre Art zu schreiben auf eine frühere Zeit übertragen, so ist leicht zu sehen, dass es bei unvokalisierten Texten und nachdem die Trennungszeichen, falls sie ehedem vorhanden waren, mit der Zeit weggefallen waren, ausserordentlich schwer fallen musste, die Wortabteilung der Urschrift festzuhalten.

Demgemäss lassen sich denn in unseren heutigen Bibeltexten eine Reihe von Fällen aufzeigen, in denen aus Gründen der Grammatik und Stilistik eine irrtümliche Trennung der Worte durch die Abschreiber angenommen werden muss. Einige Beispiele mögen genügen: Jer. 15, 10 stand für das grammatisch unmögliche כלה מקללוני ehedem כלחם קללוני; Jer. 22, 14 ist das ebenso unmögliche חלוני וספון וקרע לו einzusetzen וק' לו חלונירו סָפוֹן; Ps. 73, 4 für למוחם zu lesen לָמוֹ חָם.

21. Dass solche Irrtümer aber nicht etwa als ganz vereinzelte Ausnahmen angesehen werden können, beweist die Septuaginta. In ihr sind die Fälle, in denen ein Auseinandergehen der Übersetzer bzw. ihrer Handschrift

---

61) Wenigstens von Hause aus, vgl. Lidzbarski Epigr. I 202.

62) S. besonders den oben Anm. 7 besprochenen Codex von Aleppo bei Wickes a. a. O. und den Codex Orient. No. 4445 des British Museum (820—850) bei Ginsburg a. a. O. S. 468/9.

und des MT in Beziehung auf die Wortabteilung anzunehmen ist, so zahlreich, dass aus der grossen Menge der Fälle mit hoher Wahrscheinlichkeit auf eine bereits zur Zeit der griechischen Übersetzung herrschende, unbedingt aber auf eine zur Zeit der Fixierung des massoretischen Konsonantentextes eingerissene grosse Unsicherheit in diesem Punkte geschlossen werden kann. Es versteht sich von selbst, dass die Frage, ob der Übersetzer im Rechte ist oder nicht, m. a. W., ob er sich nur verlesen hat oder ob er das Original richtig verstand, für diese Angelegenheit zunächst ausser Betracht fällt, ebenso wie die andere Frage, ob seine Vorlage gegenüber dem MT im Rechte war oder nicht. Die blosse Thatsache des Auseinandergehens spricht hier für alle Fälle. Hat der Übersetzer sich versehen, so war die Worttrennung in der Vorlage ungenau durchgeführt und es war dann für spätere Abschreiber reichlich Gelegenheit zu Fehlern geboten. Giebt er aber die Meinung der Vorlage wieder, so bestand damals eine erheblich andere Überlieferung in Betreff der Wortabteilung als später und es ist erst zu untersuchen, wer von beiden Zeugen im Rechte ist. In der That werden beide Fälle nebeneinander anzunehmen sein. Jeder für sich aber zeigt, dass wir im Prinzip der massoretischen Worttrennung mit grosser Vorsicht gegenüberzutreten haben, wie ja die Massora selbst nicht selten in diesem Punkte ihrer eigenen Überlieferung misstraut[63]).

Auch hier mögen wenige Beispiele genügen, das Gesagte zu illustrieren. Gen. 49, 19 bietet LXX für עקב: מאשר des MT *αὐτῶν κατὰ πόδας. Ασηρ* = אשר :עֲקֵבָם[64]). 1. Sam. 1, 1 MT בן־צוף — LXX *εν Νασειβ* = בנציב. 1. Chr. 17, 10 MT ואגר־לך LXX *καὶ αὐξήσω σε* = ואגדלך[65]).

22. Noch verhängnissvoller als die bisher beschriebenen Eigentümlichkeiten der althebräischen Schreibweise musste für das Verständnis der späteren und somit für die treue Überlieferung des Textes der Mangel

---

63) Vgl. das Qᵉrē in Stellen wie 2. Sa. 5, 2. 21, 12; Jer. 6, 29. Ps. 55, 16; Klagl. 4, 3 und dazu Frensdorff, Ochlah W'ochlah Nr. 99 ff. (S. 96 ff.)

64) Zugleich ein Beweis 1) für das Fehlen bezw. die unvollkommene Durchführung der Schlusskonsonanten in alter Zeit (vgl. Buhl a. a. O. 207), sowie 2) für die Verschiedenheit der Versabteilung in den hebräischen LXX-Handschriften und dem MT, endlich 3) für die fortlaufende, nicht stichische Schreibweise gewisser poetischer Texte.

65) Weitere Beispiele für diese und die verwandten Dinge bei Driver Notes S. XXXI f., auch Buhl a. a. O. 207 und besonders Ginsburg Introd. 158 ff.

jeder Art von Anleitung für die Aussprache des Textes werden. Dass der Text, der Art der altsemitischen Schrift entsprechend, die nur Konsonanten kannte, keinerlei Vokalzeichen besass, ist uns bereits bekannt. Aber auch das jetzt innerhalb des Konsonantentextes dem Leser an die Hand gegebene Hilfsmittel der sog. Vokalkonsonanten (Matres lectionis הוי, auch א) fehlte noch vielfach[66]).

Wir können dies aus den Inschriften durch Analogieschluss vermutungsweise entnehmen, insofern Mesa nur ganz selten und die Siloainschrift auch nur in einzelnen Fällen die sog. volle Schreibung (*scriptio plena*) anwenden. Schreibungen wie אש für אִישׁ, צר für צוּר, ים für יוֹם, הא für הוא und היא sind die Regel. Ferner geht dasselbe aus dem Umstande hervor, dass noch Hieronymus ausdrücklich bezeugt das Wort דבר (*Daleth, Beth, Res absque ulla vocali* d. h. Vokalbuchstaben wie Vau) könne sowohl *dabar* = *verbum* als *deber* = *pestis* gelesen werden[67]), oder wenn man zwischen zwei Samech (סס) die *vocalis litera Vau* einsetze, heisse das Wort *sus* = *equus,* wenn ein Jod̲: *sis* = *hirundo*[68]).

Selbst in relativ später Zeit herrschte gerade in Beziehung auf diese Vokalbuchstaben noch grosse Freiheit. Noch die grossen Rabbinen des Mittelalters, wie Jehuda Chajug und Ibn Esra stellen ihre Setzung vollständig in das Belieben des Schreibers[69]). Man setzte sie nach freiem Ermessen, um den Text dadurch deutlicher zu machen, liess sie aber auch, wenn er hinreichend deutlich schien, z. B. wohl einfach um Raum zu ersparen, weg. Dies hängt zweifellos damit zusammen, dass man die Erinnerung an ihr nur ganz allmähliches Aufkommen noch wohl bewahrt hatte. So schwankt denn auch die Massora an manchen Stellen oder sie hat geradezu die defektive Form auch in Fällen bewahrt, wo sie jetzt alle Analogie gegen sich hat (מָלֵתִי, וַתֹּחַז, u. dergl.; — יָצָא = יצאה als Fem.,

---

66) Ein vollständiges Fehlen wie Lagarde, Anmerk. zur griech. Übers. der Proverb. S. 4, Chwolson, Die Quiescentes הוי etc. (Verhandlungen des Petersb. Orient. Congr. v. 1876 II S. 459. 478) annehmen, ist nach den Inschriften nicht wahrscheinlich; ebensowenig nach LXX (vgl. Driver XXXIV Anm. 2). Vgl. Wellhausen, Text der BB. Sam. 17 ff.

67) Zu Hab. 3, 5; den Text z. B. bei Buhl 215.

68) Zu Jes. 38, 14. S. Nowack a. a. O. S. 43 ff.

69) S. Ginsburg, Introd. 137 f.

יִשְׁבִי = יָשַׁב — יִקְחוּ = יִקָּח, אִמְרוּ = אָמַר, חַגְגוּ = חָגַג, וְיָאַתְּ, וְחָתַּם u. s. w.; — בְּנִיתִי = בָּנִיתִי u. s. w.)[70]).

23. Vor allem ist hier wieder die Septuaginta von Bedeutung, weil sie zeigt, wie die Übersetzer des 3. und 2. Jahrhunderts v. Chr. an vielen Stellen, wo wir jetzt den MT mit scriptio plena lesen, den Halbvokal noch nicht kannten und in Folge dessen zu einer ganz anderen Deutung des Textes geführt wurden. Beispiele sind: 1 Sam. 12, 8: וישיבום, LXX *καὶ κατῴκισεν* = וישיבם; Jer. 17, 25: ובסוסים, LXX *καὶ ἐπὶ ἵπποις αὐτῶν* = ובסוסם; Hiob 19, 18 עוילים, LXX *εἰς τὸν αἰῶνα* = עולם; Prov. 3, 8 לשרך, LXX *τῷ σώματί σου* = לשארך; 1 Chr. 2, 5 וְחָמוּל, LXX *καὶ Ιεμουηλ* (*Εμουηλ*) = וְחָמוּאֵל[71]).

24. Doch waren diese Vokalbuchstaben wenigstens die erste Hilfe; wo sie etwa in alter Zeit schon standen oder relativ frühe eingesetzt wurden, gaben sie immerhin eine, wenn nicht immer, so doch gewiss in vielen Fällen richtige Handleitung wie der Text zu verstehen sei. Und war sie auch noch unvollkommen genug, da sie zwischen ה und ו, ח־ und ח u. s. w. keinen Unterschied machte, so konnte sie doch wichtige Dienste leisten. Weit schlimmer beraten war man für den übrigen Text. Hier konnte, wo keine feste Tradition bestand, bezw. solange sie sich nicht gebildet hatte, nur der Zusammenhang entscheiden.

Es liegt in der Natur der Sache, dass die von der Massora uns aufbehaltene Tradition, so sehr sie uns im Ganzen das richtige Verständnis des Textes vermittelt, doch in vielen einzelnen Fällen weder die einzig mögliche noch thatsächlich die einzig vorhandene ist. Die Beispiele, in denen LXX eine andere Vokalisation voraussetzt als der MT, sind fast zahllos. Systematische Bearbeitungen des Textes einzelner Bücher, wie wir sie für Josua von Hollenberg, für Samuel von Wellhausen und Driver, für Micha von Ryssel, für Ezechiel von Cornill, für Hiob von Beer, sowie in Paul Haupts Sacred books of OT besitzen, geben ebenso wie die meisten neueren und viele ältere Kommentare hinreichenden Aufschluss hierüber, und jeder Versuch, ein Buch wie Samuel, Könige, Chronik, Jeremia,

---

70) Vgl. Ginsb. a. a. O. 138 ff. Ochla W'ochla ed. Frensdorff No. 111. 119. 126. 128 u. ö.

71) Weiteres s. bei Driver, Notes XXXIII f. Ginsburg, Introd. 137 ff. und bes. Chwolson, Die Quiescentes etc. a. a. O. 459 ff.

Ezechiel, Hiob unter Vergleichung beider Texte, des hebräischen und des griechischen, zu lesen, kann auf Schritt und Tritt ausreichend hierüber belehren. Man vergleiche nur z. B. Gen. 15, 11 וַיֵּשֶׁב אִתָּם, LXX *καὶ συνεκάθισεν αὐτοῖς* = וַיֵּשֶׁב אִתָּם; Jes. 9, 8 דָּבָר, LXX *θάνατον* = דֶּבֶר[72]) und vieles Andere[73]).

25. Alle diese und manche anderen[74]) Thatsachen zeigen uns das reichliche Vorhandensein wichtiger Fehlerquellen in vormassoretischer Zeit. Nicht allein vollzieht sich ein tiefeingreifender Wechsel der Schriftzeichen, sondern zugleich geht der Zeit der Festlegung des Textes durch die Massora eine Zeit der Freiheit sowohl in Beziehung auf Schreibung als auf Lesung voran, in der beide vielfachen Schwankungen ausgesetzt sind und in der die Möglichkeit einer Verschiebung und Verdunkelung des von den Autoren geschriebenen Schriftbildes wie ein Alterieren der von ihnen mit dem konsonantischen Schriftbilde verbundenen Lesung sich vielfach geltend macht.

Es wäre wunderbar, wenn diese Möglichkeit nicht je und dann zur Wirklichkeit geworden wäre. Allerdings gab es eine Zeit, die hieran zweifelte. Unter dem Einfluss der von manchen Vertretern der Synagoge[75]) überkommenen Anschauung glaubte man das wunderbare Walten Gottes an seiner Kirche gerade darin bethätigt finden zu sollen, dass man die absolute Irrtumslosigkeit des uns überlieferten Textes des göttlichen Wortes zum unumstösslichen Axiom erhob[76]). Allein schon die Erinnerung an Luther und die Reformatoren[77]) muss uns die Überzeugung gegenwärtig halten, dass die Achtung vor dem göttlichen Worte sich nicht in blinder Verehrung des von der Synagoge überlieferten Buchstabens, noch weniger in Verleugnung des offenkundigen Thatbestandes Ausdruck schaffen kann.

72) Vgl. oben § 22 die Bemerkung des Hieronymus.

73) S. weiter z. B. bei Buhl a. a. O. 239.

74) z. B. das Fehlen der Finalbuchstaben, die Sitte abzukürzen u. dgl.

75) Vgl. die Dikduke ha-teamim und dazu König, Einleit. ins AT 62 f. Daneben auch Buhl 209 .

76) Schnedermann, Die Controverse des L. Cappellus mit den Buxtorfen 1879.

77) Luther: *Tempore Hieronymi nondum sane videtur fuisse usus punctorum, sed absque illis tota Biblia lecta sunt . . . Ideo saepe contra puncta pronuncio, nisi congruat prior sententia cum novo testamento* (Erl. lat. Ausg. XI 85). Ähnlich Calvin und Zwingli.

Ein solcher Thatbestand liegt aber hier augenscheinlich vor. Gäbe es sogar statt vieler nur Eine Stelle derart, wie wir sie in den Paralleltexten reichlich finden und die uns zeigen, dass von zwei verschiedenen Lesarten nur Eine, unmöglich aber beide richtig sein können, die eine somit notwendig unrichtig sein muss[78]); oder gäbe es statt vieler nur Eine der andern Art, die uns aus inneren Gründen zu der Annahme eines Textfehlers nötigte[79]): — so wäre damit schon das Prinzip durchbrochen und es wäre die Wahrscheinlichkeit gross, dass jene oben vorgeführten Fehlerquellen in der That nicht bloss die Möglichkeit, sondern auch die Wirklichkeit von Textfehlern zur Folge gehabt haben.

So wie die Dinge in Wahrheit liegen, kann über reichliches Vorhandensein von Fehlern in unserer massoretischen Textgestalt kein Zweifel obwalten. So hoch man also auch die Verdienste der Massora schätzen mag, deren Anerkennung gegenüber mancherlei Erzeugnissen und Einfällen des Tages immer wieder not thut, so wird man über die Wahrheit nicht hinauskommen, „dass der mit so bewunderungswürdiger Sorgfalt bewahrte Text schliesslich nur ein *textus receptus* ist, dessen Verhältnis zu dem ursprünglichen eine offene Frage bleibt“[80]). Hiermit ist aber auch das Bedürfnis einer Neubearbeitung des alttestamentl. Bibeltextes erwiesen.

---

78) S. die lehrreiche Vergleichung von 1 Chr. 1 mit den parallelen Stellen der Genesis bei König, Einleit. S. 57 f.: תרשיש — תרשישה, מַשׁ — מֶשֶׁךְ, דיפת — ריפת, רודנים — דודנים, חֲמָרָן — חֲמָדָן, הדד — חדד u. s. w. Mag sich auf diesem Gebiete, besonders bei Eigennamen, immer Einzelnes als nur orthographische Verschiedenheit ausweisen, soviel ist doch klar, dass der Name nur Rīfaṯ oder Dīfaṯ, nur Haḏar oder Haḏaḏ, Rōḏanīm oder Dōḏanīm, Ḥemdan oder Ḥamran gelautet haben kann. S. auch Buhl 237. Vgl. noch 1 Kön. 7, 24 פקעים und 2 Chr. 4, 3 בקרים, die 40 000 in 1 Kön. 5, 6 und die 4000 in 2 Chr. 9, 25 u. a.

79) Vgl. z. B. Richt. 2, 3 לצדים; 6, 25 הַשֵּׁנִי — gegen alle Grammatik; 20, 38 חרב; V. 48 עיר מחם; 1 Sam. 2, 27 הֲנִגְלֹה; 6, 18 ועד־אבל חגר; V. 19 50 000 Mann neben 70 Mann (nicht etwa 50 070!); 10, 13 חבמה; 13, 1 Saul kommt einjährig zur Regierung und regiert 2 Jahre!; 14, 18. 19 „bringe die Gotteslade“ und „die Gotteslade war damals und die Israeliten“ u. s. w. Ferner die unrichtigen Summen in Jos. 15, 32. 36. 19, 6. 15. 38. 21, 36 f.

80) Buhl a. a. O. 236.

II.

3. Kapitel. Das erreichbare Ziel.

1. Das Ideal.

26. Das Ideal aller unserer Bemühung um den hebräischen Bibeltext muss natürlich die Wiederherstellung der Urschrift der biblischen Verfasser sein: Im letzten Grunde interessirt uns ja doch nicht dasjenige, was irgend ein moderner Drucker oder ein alter Abschreiber uns als Worte der Profeten oder Erzähler und Dichter mitteilt, sondern lediglich was Jesaja, Jeremia, David, Debora wirklich gesagt und gesungen haben und was die alten Erzähler von ihnen und von Mose, Elia, Gideon, Samuel, Hiskia und den anderen Männern und Frauen des Alten Testamentes in der That zu berichten wussten.

Freilich wenn irgendwo, so zeigt es sich hier, um wie viel leichter es ist, ein Ideal aufzustellen, als es zu verwirklichen. Für die älteren, und in der Hauptsache auch für die mittleren, Schriften des AT. ist dieses ideale Ziel unerreichbar. Es nützt nichts, sich freundlichen Illusionen hinzugeben — was bisher über die Geschichte des alttestamentlichen Bibeltextes ausgeführt worden ist, und was wir über die Hilfsmittel zu seiner Herstellung wissen, kann keinen Zweifel darüber aufkommen lassen, dass wir heute und mit den uns zur Zeit zur Verfügung stehenden Mitteln nicht mehr in der Lage sind, die Urschrift eines Amos oder Jesaja oder Ezechiel, oder das, was die hexateuchischen Erzähler oder die Berichterstatter über die Richter- und Königsgeschichte niedergeschrieben haben, mit wissenschaftlicher Sicherheit zu ermitteln.

Es versteht sich von selbst, dass die hier aufgeworfene Frage nicht zusammenfällt mit der andern: ob uns die Worte und Thaten der biblischen Personen dem wesentlichen Sinne, also der Substanz nach, treu so überliefert seien, bzw. ob wir sie, wo etwa Verderbnisse vorliegen, der Substanz nach so wiederherstellen können, wie sie erstmals niedergeschrieben waren. Man kann diese letztere Frage, die für die Erbauung suchende Gemeinde das nächste Interesse hat, getrost bejahen und doch die andere, die es mit einer bis ins Einzelne gehenden, wissenschaftlich exakten Gewissheit zu thun hat, ebenso zuversichtlich verneinen.

27. Es ist, um das Gesagte zu erweisen, nicht nötig, hier noch einmal an die Reihe von Fehlerquellen zu erinnern, die aus den Schicksalen des Textes zwischen der Zeit der Urschrift und derjenigen der endgiltigen Fixierung durch die Massora sich ergeben; es genügt nach allem früher Dargelegten auf zwei Punkte aufmerksam zu machen.

Erstens, was den Konsonantentext anlangt, so reichen unsere Hilfsmittel zu seiner Herstellung, wenige Ausnahmen, wie besonders die Paralleltexte[81]), abgerechnet, nur bis zur ältesten Übersetzung, der Septuaginta. Setzen wir ihre Herstellung in der Zeit vom Beginn des 3. bis zur Mitte des 2. Jahrhunderts v. Chr. an[82]), so liegt zwischen ihr und der Urschrift, wie aus der früheren Darlegung hervorgeht, zum Teil ein halbes Jahrtausend und mehr, und zwar Zeiten, die dem grössten Teile nach, wo nicht ausschliesslich, nicht als Zeiten der Ruhe, sondern als Zeiten der Bewegung des Textes zu gelten haben. Was hinter jener Zeit liegt, können wir wohl nicht selten negativ, je und dann auch durch Konjektur positiv, wenn auch mit verschiedenem Grade der Sicherheit, ermitteln — d. h. nicht selten sehen wir, dass auch schon LXX einen verderbten Text vor sich hatte, je und dann vermögen wir selbst zu erraten, was der Verfasser eigentlich sagen wollte. Aber aus einzelnen, im Grunde nicht sehr zahlreichen, Fällen, in denen die Konjektur uns des Verfassers Meinung mit grösserer oder geringerer Wahrscheinlichkeit erraten lässt, lässt sich keine einheitliche Textgestalt herstellen. Eine Anzahl alter, vielleicht und mit abgestufter Wahrscheinlichkeit dem ursprünglichen Kleide angehöriger Lappen, auch wenn sie kunstgerecht auf ein neues, dem alten ähnlich sehendes, Gewand genäht sind, stellen noch nicht das ächte alte Kleid dar. Man sammle diese Stücke in Kommentaren und Handbüchern und verwerte sie zu wissenschaftlichen Zwecken, so gut man es nach dem Grade der Sicherheit vermag, den die betreffende Vermutung ansprechen kann; aber eine Textausgabe des Alten Testamentes ist mit ihnen nicht zu gewinnen.

In diesem Punkte kann ich der Warnung Nöldekes[83]) nur beistimmen:

---

81) Für den Pentateuch tritt zu den Ausnahmen auch hinzu der *Codex Samaritanus*, dessen textkritische Hilfe aber nicht gross genug ist, um ihn als selbständigen Faktor in Anschlag zu bringen.

82) S. unten § 32 Anm. 88.

83) Vgl. seine Anzeige von Wellhausens Text der BB. Sam. in Z. f. wiss. Theol. 1873, bes. S. 118. Dazu auch Thenius-Löhr, Comm. zu Sam. XC.

„Die Einführung einzelner mehr oder weniger sicherer Verbesserungen in einen zusammenhängenden Text späterer Rezension ergiebt unter allen Umständen eine buntscheckige Gestalt, welche so nie auch nur annähernd existiert hat und welche meinem philologischen Sinn einen gelinden Schauder erregt". Ich bekenne deshalb auch, dass ich gegen die von den betreffenden Bearbeitern der *Sacred books of the O. T.* gelieferten Texte, was die älteren Schriften anlangt, mehrfach Bedenken nicht unterdrücken kann. Ich denke mit dieser Bemerkung nicht dahin missverstanden zu werden, als wollte ich die zum Teil grossen Verdienste derer, die sich bisher um Texte und Textausgaben bemüht haben — ich erinnere nur an Cornills Ezechiel — schmälern.

28. Zweitens aber sind wir in betreff der Vokalisation noch übler beraten. Selbst den Fall angenommen, es wäre möglich, auf Grund unserer beschränkten Hilfsmittel mit voller Sicherheit bis zur Urschrift des Konsonantentextes vorzudringen, so wäre damit zwar selbstverständlich gegenüber dem heutigen Stande der Dinge in betreff des Konsonantentextes, somit gegenüber dem Texte, den wir vorfänden, wenn wir eine massoretische Bibel unter Weglassung der Vokalzeichen vor uns nehmen wollten, ein wesentlicher Gewinn erzielt. Allein ein solcher, dessen wir doch nur halb froh werden könnten. Was nützten uns die Konsonanten des AT. ohne die massoretische Vokalisation? ja was könnten wir mit Mesa und den phönizischen Inschriften anfangen, oder wenigstens um wie vieles übler wären wir mit ihnen beraten, wenn wir nicht stillschweigend die massoretische Vokalisation, bezw. eine nach ihrer Analogie gebildete mutmassliche Vokalisation, ihnen unterlegen könnten? Stillschweigend operieren wir, wenn wir Mesa oder den Siloastein lesen, im grossen Ganzen mit den uns bekannten hebräischen Vokalen des Massoretentextes, wohl wissend, dass es sich hier um einen Notbehelf handelt. Aber niemand wird sich einfallen lassen, anders als im Sinne eines solchen Notbehelfes, der streng genommen wissenschaftlich unzulässig wäre, jene Inschriften mit den uns bekannten Vokalen versehen auszusprechen.

Dasselbe gilt vom Bibeltexte. Selbst wenn wir im absolut sicheren Besitz der ursprünglichen Konsonanten wären, so ist doch keine Rede davon, dass wir mit irgend welcher Sicherheit sagen könnten, wie jene Konsonanten zur Zeit der Verfasser ausgesprochen worden sind. Gewiss giebt die Sprachgeschichte auf Grund der vergleichenden Grammatik uns

sichere Anhaltspunkte dafür, dass die massoretische Aussprache des Alten Testamentes eine spätere Stufe der hebräischen Sprache repräsentiert. Nicht minder lehrt sie uns in einer Reihe von Fällen erkennen, wie auf einer früheren Stufe der Sprache die Aussprache des Hebräischen gelautet haben muss. Auch fehlt es endlich nicht an einzelnen Anhaltspunkten dafür, wie in gewissen Fällen die Aussprache einer bestimmten Zeit beschaffen gewesen sein mag[84]). Aber alle diese Erkenntnisse reichen noch lange nicht aus, das System der Vokalisation in der Sprache der alten Hebräer etwa des 10.—8. Jahrhunderts, oder auch des 6. und 5., zu ermitteln. Ja es ist sogar sehr zweifelhaft, ob unser oder überhaupt ein einzelnes hebräisches System von Vokalen hinreichen würde, die Aussprache des Hebräischen, wie sie Mose, Debora oder David übten, und diejenige, die Jesaja, Jeremia und Ezechiel pflegten, endlich diejenige, die der Verfasser des Qohelet oder des Buches Daniel im Sinne hatten, genau zum Ausdruck zu bringen.

29. Nun wird man freilich sagen können: die alten Autoren haben nur Konsonanten geschrieben, also begnüge man sich, will man die Urschrift gewinnen, mit der Herstellung des blossen Konsonantentextes, wenigstens für die älteren und mittleren Bücher. Es liegt einmal, müsste man dann fortfahren, in der Natur der altsemitischen Schrift, dass sie als blosse Konsonantenschrift mehrdeutig ist; man nehme diese Unvollkommenheit mit in den Kauf und sei zufrieden mit dem Erreichbaren.

In der That ist mir nicht bekannt, dass jemand das Problem einmal so gestellt hätte. Denn dass die von Paul Haupt herausgegebenen Sacred books of the Old Testament mit ihrem in der Hauptsache unpunktierten Texte so gemeint seien, wird niemand glauben. Sie setzen vielmehr überall da, wo keine Vokale gedruckt sind, diejenigen des massoretischen Textes voraus. Sollte aber von sonst jemandem die Aufgabe so gestellt werden, so wäre damit nicht allein, wie vorhin gezeigt, ein unerreichbares Phantom als Ziel angesehen, sondern es wäre auch auf der andern Seite ein ganz wesentliches Hilfsmittel zum Verständnis des Textes, das wir einmal notorisch in der massoretischen Vokalisation besitzen, ausser

84) Vgl. z. B. über die Transskription der althebräischen Namen bei Assyrern und Ägyptern ausser Schrader, Keilinschr. u. AT besonders P. Haupt und Steindorff in Beitr. zur Assyriol. etc. I (1889) 169 f. u. 330 ff.

Augen gelassen. Eine Textausgabe wird ohne diese wichtige Handleitung, nachdem wir einmal in der glücklichen Lage sind, über sie verfügen zu können, nicht auszukommen vermögen.

2. Das wirkliche Ziel.

30. Welches ist denn also unsere wirkliche Aufgabe? und sind wir überhaupt in der Lage, dem Verlangen nach einer über den *textus receptus* zurückreichenden Ausgabe der hebräischen Bibel eine wissenschaftlich mögliche Befriedigung zu gewähren? Ich halte dafür, dass dies möglich sei. Aber es ist nur möglich, wenn wir mit Rücksicht auf die Grenzen unsres Erkennens unter Verzichtleistung auf jenes heute und für absehbare Zeit schlechthin unerreichbare Ideal unser Ziel um eine Stufe niedriger stecken.

Unser wirkliches Ziel kann, so wie die Dinge liegen, nicht kurzweg die Urschrift selber sein, sondern die Gestalt des Textes zu einer bestimmten Zeit vor seiner Fixierung durch die Massora, unsere Aufgabe also die Fortbildung, genauer die Rückbildung des massoretischen Textes in der Richtung auf die Urschrift bis zu einem bestimmten, zwischen der Urschrift und der Massora liegenden, Punkte.

Die hier aufgestellte Forderung hat nun freilich Wellhausen (Text der BB. Sam. 14 Anm.) mit Entschiedenheit zurückgewiesen und hat im Gegenteil eben jene vorhin beanstandete „Gewinnung der Urschrift" (S. 5) als sein Ziel bezeichnet. Da eine Monographie über ein biblisches Buch etwas ganz anderes ist als eine Textausgabe des Alten Testamentes, so habe ich nicht nötig, über das Ziel, das W. sich gesteckt hat, hier in eine Auseinandersetzung einzutreten. Wenn W. aber sich gegen solche wendet, die den „Bibeltext einer bestimmten Zeit" durch „Kombination der beiden uns erhaltenen Rezensionen wieder zu gewinnen" suchen, so kann ich ihm nur beistimmen. Eine andere Frage aber ist mir, ob wir nicht durch Auseinanderhalten der beiden Rezensionen in der unten § 39 beschriebenen Weise für eine Gesammtausgabe des AT zum Ziele kommen können[85]).

---

85) Wellh. sagt dort zugleich, dass nur bei seiner Fassung der Aufgabe die Konjektur genügend zu ihrem Rechte komme. „Die Konjektur will nicht auf irgend eine Zwischenstation der Entwicklung, sondern auf den Anfang gelangen, denn nur die Wahr-

31. Um den Zeitpunkt zu ermitteln, bis zu welchem hin wir den Text zurückleiten können, werden wir die hauptsächlichen uns zur Verfügung stehenden Hilfsmittel uns in Kürze zu vergegenwärtigen haben. Als das wichtigste stehen unzweifelhaft da die alten Übersetzungen und unter ihnen an erster Stelle als älteste und vornehmste die alexandrinische der sog. Septuaginta. Die Rückübersetzung der LXX ins Hebräische liefert uns denjenigen Text des Alten Testamentes, welchen die Übersetzer und diejenigen Kreise der Judenschaft, sei es Palästinas sei es Ägyptens, denen sie angehörten, vor sich gehabt haben.

Dass die Rückübersetzung mit der grössten Vorsicht und unter Berücksichtigung einer Menge von Umständen wie innergriechische Verderbnisse, Missverständnisse oder freie Zusätze des Übersetzers u. dergl. mehr[86]) vollzogen werden muss, ferner dass die LXX selbst für uns gar keine kurzerhand feststehende Grösse, sondern eine ausserordentlich komplizierte Erscheinung ist, deren Text erst wieder mit grösster Behutsamkeit aus den wichtigsten uns zur Verfügung stehenden Texteszeugen erhoben werden muss, sind Thatsachen, die davor warnen, dass der Unberufene sich mit dieser Aufgabe befasse, und die auch dem, der sich seit Jahrzehnten solchen Studien widmet, an eigenen Irrtümern immer aufs neue die Schwierigkeit und die verwickelte Art der hier in Betracht kommenden Fragen schmerzlich empfinden lässt, die aber die Möglichkeit dieser Aufgabe nicht in Frage stellen können. Mögen auch immer Fälle übrig bleiben, in denen man schwanken kann, ob der Übersetzer dieses oder jenes Wort, diese oder jene Wortgruppe in seinem hebräischen Originale las: im grossen Ganzen wird sich die von dem Übersetzer gelesene Textgestalt wenigstens soweit, als sie für die Textkritik von Bedeutung ist, ermitteln lassen[87]).

---

heit bezeugt sich selber". Diese Worte sind für die Aufgabe von Kommentaren und Monographien durchaus zutreffend, zeigen aber aufs neue den Unterschied zwischen ihnen und einer Textausgabe. Die letztere muss in der That das Recht der Konjektur in einzelnen Fällen einschränken. S. unten § 39.

86) Vgl. hierüber besonders Wellhausen, Text der BB. Sam.; Driver, Notes on Samuel; Cornill, Das Buch Ezechiel; Löhr, Komment. zu Sam. je in den Vorbemerkungen; ferner noch Swete, Introd. 433 ff.

87) Dem hat seinerzeit Lagarde nur scheinbar widersprochen in seinem bekannten Satze (Anmerk. zu . . . Proverb. S. 2): „Ehe diese [die Urform der griechischen Übersetzung] vorliegt, darf die ägyptische Rezension nicht zur Kontrole der palästinensischen

32. Der auf diese Weise gewonnene Text nun repräsentiert eine hebräische Handschrift des betreffenden Buches, bezw. der Gesammttext eine hebräische Bibel, wie sie in der Zeit zwischen etwa 280 und 150 v. Chr. vorlag. Denn in dieser Zeit ist die Übersetzung der einzelnen Bücher entstanden[88]). Nun ist aber nicht anzunehmen, dass die betreffende Handschrift immer eben erst zum Zwecke der Übersetzung hergestellt sei. Mag das in einem oder dem anderen Falle so gewesen sein, die Regel bildete dieser Sachverhalt keinesfalls. Wir dürfen also die Handschrift um eine oder einige Generationen höher ansetzen und kommen somit auf die Zeit zwischen 300 und 350 für die zuerst übersetzten Bücher (Pentateuch), die Zeit um 300 bis 250 für die an zweiter Stelle übersetzten (Profeten), und für die jüngsten auf etwa 250 bis 150.

Da die jüngstübersetzten Bücher wohl nur eine kleinere Gruppe bilden, vor allem aber, da es sich hier um Bücher oder Buchteile handelt, bei denen der Abstand des Übersetzers vom Verfasser viel weniger in Betracht kommt als bei der ersten und zweiten Gruppe, so werden wir von ihnen hier absehen können. Dann bleibt als Zeit der Übersetzung etwa 280 bis 200, als Zeit der Herstellung der betreffenden hebräischen Handschriften etwa 350 bis 250 v. Chr. Wie man in dieser Zeit die älteren Schriften des AT las, sehen wir an LXX in authentischer Weise. Konnten wir uns als Ziel nicht die Urschrift setzen, wenigstens soweit es sich um die älteren Schriften handelte, so haben wir nunmehr ein erreichbares Ziel gewonnen. Es ist der Text jener Schriften, den die jüdische Gemeinde im 4. und 3. Jahrhundert, also ± 300 v. Chr. gelesen hat.

---

benutzt werden". Vgl. dazu Wellh. Sam. S. 4 Anm. Es handelt sich für Lag. um die Ermittelung der Urform von Fall zu Fall. — Erst bei der Revision der Arbeit werde ich auf die Bemerkung von Moore, Judges (in Sacr. books) Textausg. S. 22 aufmerksam: für eine Textausgabe der hier ins Auge gefassten Art sei *a critical edition of* 𝔊 (= LXX) *on philological principles indispensable;* „such problems as it presents can not be solved *ambulando*". Das letztere ist unbedingt richtig. Aber auch eine gedruckte Ausgabe, wenn sie vorläge, würde uns, da sie doch immer subjektiven Charakter hätte, über die Pflicht, von Fall zu Fall zu entscheiden, nicht hinüberheben. Sie bedeutete nur eine Vereinfachung der Arbeit.

88) Vgl. z. B. Nestle in Prot. R.-Enc.[3] III 3 und besonders Swete Introd. to the OT in Greek S. 24. Ausnahmen wie (vielleicht) das Buch Ester kommen hier nicht in Betracht.

33. Neben der Septuaginta stehen die jüngeren Übersetzungen. Sie kommen für die Textkritik wesentlich insofern in Betracht, als sie uns zur Kontrole der LXX dienen. Doch ist auch der Fall, wenn auch nicht häufig, so immerhin nicht ganz selten, dass sie gegen das Zeugnis der LXX eine Lesart darbieten, die sich aus irgend welchen Gründen als die richtigere empfiehlt. Da jene Übersetzungen sämtlich jünger sind als LXX, muss in einem solchen Falle angenommen werden, dass der Übersetzer ein Exemplar des hebräischen Textes vor sich hatte, das, obwohl jünger, doch wenigstens an diesem Punkte noch die bessere Lesart bewahrt hat. Es konnte die bessere Textgestalt nur dann in die spätere Zeit herüberretten, wenn sie in der älteren in anderen Exemplaren als die der Übersetzer der LXX benutzte, noch vertreten war. Hat sie also auch nicht der betreffende Septuaginta-Übersetzer, so hat sie doch die übrige Judenschaft seiner Zeit, bzw. ein Teil derselben, damals gelesen. Da wir nicht den hebräischen Text der LXX, sondern denjenigen der Zeit der LXX suchen, haben wir sonach alles Recht, eine solche Lesart in den Text aufzunehmen.

34. Wie aber, wenn Septuaginta sowohl als die späteren Übersetzer in Übereinstimmung mit dem Massoretentexte uns eine Textgestalt darbieten, die wir trotz dieser Übereinstimmung vieler Zeugen aus innern oder äussern Gründen als verderbt annehmen müssen? Bleibt uns hier, wenn die Textverderbnis bereits in LXX zu Tage tritt, noch eine Möglichkeit, der Wahrheit näher zu kommen, oder haben wir uns einfach dabei zu beruhigen, zu konstatieren, dass der Text „hier nicht in Ordnung“ sei?

Man wird einer solchen Sachlage gegenüber vor allen Dingen darnach Umschau zu halten haben, ob die neben den alten Übersetzungen uns zur Verfügung stehenden Texteszeugen eine Hilfe bieten. Hier sind an erster Stelle die Paralleltexte zu nennen. Besitzen wir sie auch leider nur für eine beschränkte Zahl von Abschnitten, so sind sie doch da, wo wir sie haben, eine grosse Hilfe. Bietet die Parallele einen brauchbaren Text oder leitet sie auf die Spur des Richtigen, so wird man ihr folgen dürfen.

35. Freilich kann sich hier ein Bedenken erheben, das nicht ganz übersehen werden darf. Es betrifft die Zeit der parallelen Texte. Wir suchen den Text der Zeit um $\pm$ 300; wer bürgt uns dafür, dass

jene Abschnitte gerade den Text dieser Zeit darstellen? Das Bedenken erledigt sich ohne Schwierigkeit, wenn wir in Betracht ziehen, dass weitaus die Mehrheit jener Parallelen sich in der Chronik einer- und den entsprechenden Stücken der historischen Bücher andrerseits finden. Nun trifft es sich überaus glücklich, dass die Abfassungszeit der Chronik im Wesentlichen zusammentrifft mit der Zeit, deren Textgestalt wir suchen. Wo also der Chronist uns selbständig eine Lesart darbietet, die derjenigen in unsern ältern kanonischen Büchern, besonders den Büchern Samuelis und der Könige, vorzuziehen ist, da dürfen wir auf eine in der Zeit des Chronisten vorhandene Handschrift des betreffenden Buches schliessen, die in diesem Punkte den besseren Text bewahrt hat, und ihre Lesart unsrem Texte einverleiben[89]).

36. Läge der Fall aber umgekehrt, so dass die Chronik gegen LXX aus ihrer ältern Parallele zu verbessern wäre, so müsste, da der Fehler bereits vom Übersetzer der LXX vorgefunden wurde, angenommen werden, es habe entweder das dem Chronisten vorliegende Exemplar die minder gute Textgestalt bereits besessen oder der Chronist selbst sei der — freiwillige oder unfreiwillige — Urheber derselben.

Hier wird sorgfältig zu scheiden sein. Handelt es sich um ein blosses Versehen, so werden wir dasselbe berichtigen, so gut wir einen ganz gewöhnlichen Schreibfehler in Urkunden oder klassischen Werken kurzerhand richtig stellen. Denn die Textgestalt in der Parallele zeigt uns, dass es in der von uns angenommenen Zeit noch Handschriften gab, die das Richtige enthielten. Handelt es sich hingegen um ein Versehen bedeutsamerer Art, so werden wir je nach Lage der Sache zweifeln können, ob wir ein Recht zur Berichtigung haben, es nicht vielmehr als Zeugnis für die Geistesart und Arbeitsweise des Verfassers bzw. seiner Quelle erhalten müssen. Vollends aber, wenn es sich nicht um blosse Irrtümer handelt, sondern entweder, wie so oft bei den Eigennamen, um orthographische und verwandte Differenzen[90]), oder gar um gewollte Abweichungen vom

89) Man wird nicht einwenden dürfen, dass wir ja nicht die Urschrift der Chronik, sondern wieder selbst nur ein spätes Apographon vor uns haben. Denn wo die Chronik einen notorisch besseren Text als ihre ältere Parallele und zugleich als LXX erhalten hat, beweist sie eben damit mit höchster Wahrscheinlichkeit, dass ihre uns vorliegende Handschrift in diesem Punkte noch das Original des Chronisten repräsentiert.

90) So sehr hier die Grenze fliessend ist und so schwer im Einzelnen oft die Ent-

Original, kann überhaupt kein Zweifel darüber aufkommen, dass wir nicht das, was die Vorlage hatte, sondern was der Chronist schrieb, als Text anzunehmen haben[91]).

37. Es bleiben noch die Fälle, wo wir es mit den andern Paralleltexten, wie die Dekaloge in Ex. 20 und Dt. 5, ferner 2. Sam. 22 = Psalm 18, 2. Kön. 18—20 = Jes. 36 ff., Ps. 14 = 53 und dergl. zu thun haben. Ohne auf die Frage einzugehen, wie viel es etwa Stellen sein werden, die hier praktisch in Betracht kommen, werden wir a priori sagen können, dass auch hier die Zeit keine erhebliche Schwierigkeit bieten werde. Die Abfassungszeit der betreffenden Stücke kann hier auf sich beruhen; es wird aber kaum zweifelhaft sein, dass die Textgestalt, in der wir sie heute lesen, nicht erheblich älter ist als die für uns in Frage kommende Zeit. Die Kanonisierung des Pentateuch fällt ins Jahr 444, seine letzte Redaktion werden wir spätestens um 400 anzusetzen haben. Ebenso wird der Abschluss des Profeten-Kanons (Josua bis Maleachi) etwa der Zeit des Beginns der griechischen Übersetzung des AT gleichzusetzen sein (300—250)[92]). Zwar ist, wie beim Pentateuch, durch diesen Akt die Einfügung einzelner Abschnitte, sowie die Vornahme gewisser Abänderungen nicht ausgeschlossen, aber für die Textgestalt im Ganzen ist damit doch eine gewisse Sicherheit geboten. Hat die Gemeinde auch noch nicht schlechthin unantastbaren, so hat sie doch immerhin heiligen, Ehrfurcht erheischenden, Text vor sich gehabt.

38. Leider aber ist die Zahl der Parallelen nur gering. Wo auch sie uns verlassen und die Versionen keine Hilfe geben, bleibt im Falle einer offenbaren oder wahrscheinlichen Störung des Textes nur die Konjektur d. h. die aus dem Zusammenhang in Verbindung mit graphischen und andern Indizien (Homöoteleuton u. dgl.) vermutungsweise erschlossene Herstellung der richtigen Textgestalt. Dass ohne sie nicht auszukommen

---

scheidung fallen mag, ob man versehentliche oder berechtigte Abweichung von einem bestimmten Typus annehmen will, so entschieden muss doch das Prinzip festgehalten werden. So wenig wir Schulz, Schultz, Schulze, Scholtz, Scholte u. s. w. einfach auf einen Typus — etwa Schulz — zurückführen, so wenig Jeter, Jitra, Jitron; Gerson, Gersom; Semes, Simsa, Simson u. s. w.

91) Vgl. die Bemerkungen in The books of Chronicles S. 72 unten und S. 73 Mitte zu II 1, 16 und 3, 1.

92) Vgl. Buhl, Kanon und Text S. 12. Budde, Der Kanon des AT S. 48.

ist, liegt auf der Hand. Es giebt Fälle, wo sie unmittelbar einleuchtet und dem Ei des Kolumbus gleich mit einem Schlage und den einfachsten Mitteln (einer geringfügigen Vokal- oder Konsonantenänderung, Umstellung u. dgl.) des Rätsels Lösung darbietet. Auch ist es nicht unerhört, dass eine ursprünglich lediglich auf dem Wege der Konjektur gewonnene Textänderung durch neue handschriftliche Funde nachträglich ihre glänzende Bestätigung erhielt.

Aber auf der andern Seite liegt es auch in der Natur der Sache, dass gerade hier, wo die objektiven Texteszeugen uns verlassen haben, das fast überall in das Gebiet der Textkritik hereinreichende Element der Subjektivität eine wesentlich grössere Rolle spielt als sonst. Die unmittelbare Folge dieses Sachverhaltes ist, dass die auf diese Weise gewonnenen Konjekturen die verschiedensten Grade der Sicherheit, vom unmittelbar Einleuchtenden bis zum blossen, niemand als dem Urheber selbst wahrscheinlichen Einfall, durchlaufen. Eine Textausgabe würde hier sorgfältig zu sichten haben. Ohne selbst den subjektiven Charakter jeder Konjektur zu verleugnen, müsste sie doch bemüht sein, nur das Probehaltige und Wahrscheinliche festzuhalten. Hingegen die Menge der heutzutage jahraus jahrein von Berufenen und Unberufenen zu Markte getragenen Verbesserungsvorschläge hätte der Bearbeiter zwar als mehr oder minder schätzbares Material in Erwägung zu ziehen, oft genug aber auch einfach mit Stillschweigen zu übergehen. Auch was etwa der Kommentator als Möglichkeit andeuten mag, ist noch lange nicht reif für eine Ausgabe des Textes. Das negative Ergebnis, dass der Text nicht in Ordnung, mindestens nicht frei von Bedenken sei, heischt freilich oft Entsagung, ist dafür aber auch nicht selten besser als mancher positive Vorschlag, so blendend er auf den ersten Blick sein mag.

39. Endlich darf uns hier unser bisheriger Kanon hinsichtlich des Zieles, das wir uns zu stecken haben, nicht verlassen. Nicht das Autographon aller Schriften und Schriftteile suchen wir, sondern die Textgestalt des 4. Jahrhunderts vor Chr. Auch die Konjektur wird, will sie nicht ihrerseits nur alte Flicken aufs neue Gewand nähen, darauf Bedacht nehmen müssen.

Es lässt sich der Fall denken, dass wir (z. B. aus Gründen der Paläographie, der Quellenkritik, der Metrik) zu der Vermutung berechtigt sind, der Autor habe so oder so geschrieben. Sind aber gleichzeitig

Gründe vorhanden, die uns zu der Annahme berechtigen, die Textgestalt der Zeit, deren Text wir suchen, habe bereits nicht mehr der Gestalt der Urschrift entsprochen, so werden wir aus Gründen der Einheitlichkeit des dargebotenen Textes auf diese an sich so erwünschte Bereicherung unseres Wissens verzichten müssen, wenigstens im Texte selbst. Sie könnte höchstens in Form einer Anmerkung Verwendung finden. Es wird dieser Grundsatz mehrfach da Geltung ansprechen können, wo die heutige verderbte Textgestalt nicht unmittelbar aus der Urschrift herausgewachsen, sondern durch eine oder mehrere Zwischenstufen hindurchgegangen ist[93]). Kurz gesagt: das an sich unbeschränkte Recht der Konjektur beschränkt sich für eine Textausgabe der Art, wie sie hier gedacht ist, auf diejenigen Fälle, in denen die Wahrscheinlichkeit garantiert, mindestens aber die Möglichkeit nicht ausgeschlossen ist, dass sie noch zu der uns vorschwebenden Zeit in Handschriften sich fanden.

3. Die zwei Rezensionen.

40. Ist hiermit die Frage, bis zu welchem Punkte wir der Urschrift uns annähern können, zu einer, wie mir dünkt, befriedigenden Lösung gebracht, so taucht nun freilich sofort eine andere vor uns auf, die nicht umgangen werden darf. In welcher Richtung haben wir jenem von uns gesuchten Texte nachzugehen? Die Antwort wird lauten müssen: nur in der Richtung des Massoretentextes. Nicht in dem Sinne, als dürften wir nicht über den massoretischen Text hinausgehen, wohl aber in dem, dass wir nur in derjenigen Richtung, in der er selbst sich bewegt, weiter zurückzugehen berechtigt sind. Wir sollen nicht einen beliebigen älteren Text suchen, der mit dem MT eine grössere oder geringere Verwandtschaft besitzt, sondern den direkten Vorfahren, den Grossvater oder Urgrossvater, des MT.

Es ist im Bisherigen viel von der Septuaginta die Rede gewesen, und ihre Bedeutung als Texteszeuge ist eingehend ins Licht gestellt worden. Vor allem ist oben gefordert worden, dass eine Rückübersetzung derselben ins Hebräische überall im Geiste vorangehen müsse, ehe wir sie

93) Vgl. z. B. die durchaus in der Linie des hier Gemeinten liegenden Bemerkungen von Moore a. a. O. zu Richt. 11, 1—3 u. 18, 9. Ferner in m. Komm. zum Königsbuch S. 24 f. u. 95 (zu I 2, 46b ff. und zu I 11, 1). — In Beziehung auf die Metrik s. unten § 73.

verwenden. So bietet sie uns, wie wir sahen, eine hebräische Handschrift der Zeit ihrer Entstehung dar. Es wäre jedoch ein grobes Missverständnis, wollten wir diese so gewonnene Handschrift kurzerhand als Textes-zeugen gewöhnlicher Art neben dem MT verwenden und ihre Abweichungen von ihm einfach als Varianten in Rechnung stellen.

In der That stellt LXX eine selbständige Rezension des hebräischen Textes dar und sie muss auch dem entsprechend verwertet werden.

41. Um einen Eindruck von dieser Thatsache zu gewinnen, darf man nur Abschnitte wie 1 Sam. 3, 20 ff. Kap. 17. 18[94]). 1 Kön. 1—11. 12. 14. 20 f.[95]) oder das Buch Jeremia in beiden Texten, dem massoretischen und dem der genuinen LXX, mit einander vergleichen. Hier wird man sich leicht überzeugen, dass der Übersetzer der LXX nicht etwa nur eine in Einzelheiten vom MT abweichende Handschrift des hebräischen Codex bezw. des betreffenden Buches vor sich hatte, sondern dass ihm ein Exemplar vorlag, das an manchen Punkten wesentlich anders lautete als der MT. Wir haben es mit teilweise inhaltlich erheblich auseinander-gehenden Überlieferungen und somit mit zwei selbständigen Darstellungen des Gegenstandes zu thun, die ihre eigenen Wege gehen. Natürlich gehen auch sie in letzter Linie auf eine und dieselbe Grundlage zurück, aber jede der beiden Textgestalten hat einen langen Weg für sich zurückgelegt, und auf dem Punkte, wo wir sie mit einander vergleichen können, sind sie bereits zwei relativ selbständige Grössen geworden.

Wir dürfen daraus den Schluss ziehen, dass es zu Ende des 4. und zu Beginn des 3. Jahrhunderts v. Chr. nicht bloss einzelne Handschriften des damals vorhandenen Alten Testamentes gegeben hat, sondern bereits Gruppen von solchen, Familien, deren jede eine selbständige und eigen-artige Gestaltung der handschriftlichen Überlieferung darstellt. Zwei dieser Familien lernen wir in MT und LXX kennen. Ihre Verschiedenheit mag zum Teil mit dem Unterschied der palästinischen und der ägyptischen Überlieferung zusammenhängen, zum andern Teil kann sie auch ganz andere Gründe haben; jedenfalls ist sie vorhanden und muss für unsre Angelegenheit schwer ins Gewicht fallen.

---

94) S. weiter für die Samuelisbücher bei Löhr im Komment. S. LXXII ff.

95) S. m. Gesch. der Hebr. II 45. 177, sowie im Komm. zu den betr. Stellen; weiter überhaupt zu diesem Stücke Swete, Introd. 231 ff.

42. Was folgt aus ihr? Es folgt, dass das hebräische Original der LXX uns eine Parallele zum massoretischen Text liefert, nicht aber die damalige Gestalt desselben. Dürfen wir nun annehmen, dass im Prinzip jene Parallele der Urschrift näher kam als der MT in seiner damaligen embryonischen Gestalt, d. h. dass LXX grundsätzlich den besseren Text darbietet, so müssten wir natürlich die ins Hebräische übersetzte Septuaginta als Norm zu Grunde legen und in zweifelhaften Fällen den MT zur Hilfe heranziehen; liegt der Fall umgekehrt, so müssen wir den MT als Grundlage ansehen und LXX aushilfsweise heranziehen. Keinesfalls aber geht es — weder im einen noch im andern Falle — an, dass wir beide Parallelen, als handelte es sich einfach um Abschriften einer und derselben Abkunft, deren Verschiedenheiten lediglich Varianten desselben Typus darstellten, in der Weise zusammenarbeiten[96]), dass wir unter Abschätzung der höheren Wahrscheinlichkeit der einen oder andern Überlieferung ein Drittes aus ihnen machen.

Haben wir nicht zwei Handschriften derselben Gattung, sondern zwei Rezensionen in dem oben beschriebenen Sinne vor uns, so müssen sie auch, welche von ihnen nun den Vorrang haben möge, als solche auseinandergehalten werden. Überall da somit, wo LXX dem MT gegenüber ihren eigenen Weg geht, darf sie nicht oder nur in beschränktem Masse zur Herstellung des MT in seiner Vorgestalt verwendet werden und umgekehrt. Die Grenze zwischen Handschrift und Rezension ist freilich vielfach fliessend, hier hat, wie in so manchen anderen Fällen, das Urteil des Forschers zu entscheiden. Aber die Fälle, wo die Grenze zweifellos zu erkennen ist, sind zahlreich genug, um uns das Prinzip mit aller Entschiedenheit aufstellen zu lassen: wo die beiden Rezensionen denselben Typus zeigen, da dienen sie sich zur Hilfe, aber auch hier allein in direkter Weise, denn hier bedeuten ihre Verschiedenheiten in der That nur Varianten desselben Grundtextes; wo hingegen die Selbständigkeit der Rezension in die Erscheinung tritt, da ist zunächst einfach die Verschiedenheit der Überlieferung zu konstatieren, und erst in zweiter Linie mag in Frage kommen, wie weit etwa auch ein anderer Traditionsstrom noch Elemente darbietet, die zur Kontrole und Richtigstellung des einen etwas beisteuern können.

---

96) Vgl. hiezu die Bemerkung (im Anschluss an Wellh., Sam. 14) oben § 30.

43. Es steht noch die Beantwortung der oben offen gelassenen Frage aus, welche der beiden Textgestalten als Ganzes den Vorzug verdienen möge und darum zu Grunde zu legen sei, die alexandrinische oder die massoretische. Bei allem Werte, den man auf die LXX als hervorragendstes Hilfsmittel legen muss, kann doch kein Zweifel sein, dass die Tradition der Synagoge vollkommen im Rechte war, wenn sie jene Textgestalt, aus der der MT herausgewachsen ist, allen anderen ehedem umlaufenden Rezensionen der hebräischen Bibel, so auch derjenigen der alexandrinischen Übersetzer, vorzog. Man darf nur gewisse der LXX eigentümliche Zusätze, wie den in 1. Kön. 12 zwischen V. 24 und 25 näher ansehen[97]), um sich davon zu überzeugen, dass in dem hebräischen Exemplar der LXX minderwertige midraschische Elemente gelegentlich stark zur Geltung kommen, und zwar in einer Weise, die im MT unerhört wäre.

Es kommt dazu, „dass der hebräische Text als unmittelbarer Textzeuge immer einen Vorsprung vor dem indirekten Hülfsmittel behalten wird", sowie, „dass keiner der alten Übersetzer, höchstens mit Ausnahme der Targumisten, ... einen so klaren Einblick in den Textsinn gehabt und ihn bis in die feinsten Einzelheiten verstanden" hat, „wie die traditionelle Lesung wie sie im massoretischen Punktationssystem vorliegt"[98]). Alle diese Thatsachen können uns nicht darüber im Unklaren lassen, dass die Richtung, in welcher wir uns beim Suchen nach dem besten erreichbaren Bibeltexte zu bewegen haben, keine andere sein kann, als diejenige, in welcher der Massoretentext liegt. Ihn haben wir in seine Anfänge zurückzuverfolgen.

44. Aus dem Bisherigen ergibt sich denn auch von selbst, wie weit die Forderung Zustimmung verdient, die seinerzeit Nöldeke (Ztschr. f. wiss. Theol. 1873, 118) aufgestellt hat: „Eine Ausgabe des hebräischen AT soll nie über den massoretischen Text hinausgehen. Denn das ist doch ein Text, der einmal wirklich gegolten hat" ... Ihr hat sich jüngst Löhr angeschlossen (Komment. zu Samuel S. XC f.) mit Sätzen wie: „Das Ziel der alttestamentlichen Textkritik ist ... eine philologisch korrekte Ausgabe von MT" oder: „MT in möglichst reiner Gestalt" ist „unser Ziel".

---

97) Das Genauere in m. Kommentar S. 106 f.

98) Buhl a. a. O. S. 247. 239.

Ist es der Sinn dieser Äusserungen, dass wir uns thatsächlich auf die möglichst treue Herstellung der Massora zu beschränken haben, eine Textausgabe also sich, auch wenn sie in der Ausführung anders ausfiele, nie ein anderes Ziel stecken dürfe als diejenigen von Baer und Ginsburg, so wäre allerdings hier ein prinzipieller Gegensatz der Auffassungen vorhanden, über den es kaum eine Brücke gäbe. Wollen die Genannten hingegen sagen[99]), der Text, den wir etwa mit Hilfe von allerlei Verbesserungen des überlieferten *textus receptus* gewinnen, müsse unter allen Umständen in der Richtung des MT liegen und dürfe im Prinzip nie über die massoretische Rezension hinausgehen, so kann ihnen nur zugestimmt werden. Denn das Abweichen von der massoretischen Rezension in dem oben beschriebenen Sinne würde allerdings die Einheitlichkeit der Textgestalt empfindlich gefährden und dem Leser einen Text darbieten, der so nie thatsächlich existiert haben kann.

4. Kapitel. Die Vokalisation.

45. Unsere Erörterung kann nun aber nicht als an ihrem Ziele angelangt angesehen werden, ehe noch die bisher zurückgestellte Frage beantwortet ist, ob wir im Stande sind, den so gewonnenen alttestamentl. Konsonantentext in befriedigender Weise zu vokalisieren. Kennen wir die Aussprache des Hebräischen in der hier in Betracht kommenden Zeit und besitzen wir in unserem massoretischen (tiberiensischen) Punktationssystem die Mittel, sie richtig wiederzugeben? Sollte die Antwort verneinend ausfallen müssen, so wäre selbstverständlich die Möglichkeit der hier in's Auge gefassten Bibelausgabe auf's neue zweifelhaft geworden.

Dass die Zeichen selbst, die wir heute gebrauchen, erst einer späteren Zeit entstammen, wird ebensowenig wie bei den Konsonanten Anlass zu ernsten Bedenken geben können. Wenn wir nachzuweisen vermögen, dass die Aussprache der Zeit um 300 v. Chr. mündlich dasselbe darbot, was die spätere Schule mit unseren bekannten Vokalzeichen bezeichnete,

99) So wenigstens scheint es bei Löhr nach den weiteren Erörterungen auf S. XCI und der ganzen Haltung des Kommentars der Fall zu sein. Der Ausdruck: „philologisch-korrekte Ausgabe des MT" lässt freilich keine sichere Deutung zu.

so wäre den Ansprüchen an eine Textausgabe Genüge geleistet. Auch von einer Ausgabe der LXX würde niemand die Schriftzeichen des 3. Jahrhunderts v. Chr., oder nur die Majuskeln der ältesten Codices verlangen.

1. Das Zeugnis der Septuaginta.

46. Die Aussprache des Hebräischen in der Zeit der Septuaginta können wir annähernd aus ihren Transskriptionen hebräischer Wörter erschliessen. Hauptsächlich kommen hier die Eigennamen in Betracht, da es im übrigen nicht die Aufgabe einer Übersetzung ist, Transskriptionen zu bieten, wenn sich auch solche gelegentlich in LXX finden, sondern den Text im fremden Idiom wiederzugeben. Neben LXX aber besitzen wir keine direkten[100]) gleichzeitigen Zeugnisse. Was Philo, Josephus und besonders Origenes und Hieronymus u. a. uns an die Hand geben, kann zwar unter Umständen wichtige Dienste leisten, aber immer nur in sekundärer Weise, da ihre Transskriptionen naturgemäss immer nur die Aussprache ihrer Zeit und ihres Kreises, nicht aber der LXX selbst darbieten. Es ist aber durchaus nicht a priori selbstverständlich, dass die Aussprache des Hebräischen zwischen 300 vor Chr. und 300 und 400 nach Chr. keinerlei Änderungen erlitten habe.

47. Allerdings kann hier die Vorfrage nicht umgangen werden, ob wir aus unseren Handschriften der LXX auch in der That die Aussprache der Übersetzer erheben können und nicht lediglich die der Abschreiber, aus deren Hand wir die wichtigsten Codices der LXX erhalten haben. Letzteres ist natürlich in manchen Fällen möglich. Am wenigsten wird es der Fall sein bei eigentlichen Umschreibungen. Hier dürfen wir wohl annehmen, dass der Abschreiber die Transskription eines unverständlichen Wortes nach Kräften treu wiedergegeben habe, schon weil er es vermutlich selbst nicht besser verstanden hat, als der Übersetzer. Um so grösser ist freilich hier die Zahl der störenden Verstümmelungen, die es oft nur mit Mühe ermöglichen, das alte Wortbild noch zu ermitteln. Sie erklären sich daraus, dass der Abschreiber in der Regel den hebräischen Codex nicht zur Hand und — falls er überhaupt hebräisch verstand — das betreffende Wort nicht im Gedächtnis hatte.

---

100) Plautus' Wiedergabe punischer Worte kommt für das Hebräische nur indirekt in Betracht.

Viel eher kann an wirkliche Änderungen gedacht werden bei der grossen Zahl der Eigennamen. Die vielfachen Ummodelungen, die eine Menge derselben in den verschiedenen LXX-Handschriften erfahren hat, gehen, wenn auch zu einem stattlichen Teile, so sicher doch nicht ausschliesslich, auf blosses Versehen zurück. Oft genug hat das Bestreben gewaltet, einen in der Vorlage fremdartig klingenden bekannten biblischen Namen dem Leser mundgerechter zu machen, besonders durch Annäherung an die Form des massoretischen Textes, gelegentlich wohl auch durch Aramaisirung. Aber auch hier lässt sich doch in der Regel das Ursprüngliche noch herauserkennen. Im Ganzen wird als Kanon gelten können: je fremdartiger und dem MT fernerstehend ein Name in LXX klingt, um so eher enthält er — wo es sich nicht um erkennbare Verstümmelungen oder Schreibfehler handelt — die älteste Form. In der Mehrheit der Fälle wird es möglich sein, die vom Übersetzer geschriebene Form mit Wahrscheinlichkeit aus der handschriftlichen Überlieferung herauszustellen.

48. Was ist der Ertrag der Vergleichung beider Texte nach dieser Richtung?

Verhältnismässig wenig ergeben die in manchen Büchern[101]) relativ häufigen Umschreibungen unbekannter Wörter. Sie sind manchmal verstümmelt, und ihre Zahl ist im Vergleich zur Ausdehnung des Textes doch gering. Viel reicheren Ertrag hingegen liefert die grosse Zahl der Eigennamen, zu denen auch noch die Buchstabennamen[102]) (bes. in Threni) kommen. Freilich müsste, um ein im einzelnen begründetes Urteil über die Aussprache des Hebräischen bei den alexandrinischen Übersetzern zu ermöglichen, eine eingehende Untersuchung dieses schwierigen Gegenstandes vorausgeschickt werden[103]). Eine solche kann hier nicht geliefert werden.

---

101) S. z. B. für das Königsbuch die Liste bei Thenius im Komment. S. XXVIII, und in meinem Komm. S. XIV f.

102) Sie stammen zwar nicht vom Übersetzer selbst, aber schwerlich aus viel späterer Zeit.

103) Anfänge dazu, aber auch nicht mehr, sind gemacht von Frankel, Vorstudien zur LXX, S. 90 ff. und Könnecke, Die Behandlung der hebr. Eigennamen in der LXX (1885; Programm des Gymnas. zu Stargard). Viel wertvolles Material findet sich bei Lagarde, Übersicht etc. Manches auch in meinen Noten zu The books of Chronicles, hebr. Text.

Immerhin wird das Gesammturteil auf keinen Widerstand stossen, dass, bei manchen Abweichungen im einzelnen, doch im grossen Ganzen die LXX die Aussprache des massoretischen Textes voraussetze.

Dieses Urteil gründet sich auf die Wahrnehmung, dass nicht allein der Klang des transskribierten griechischen Wortes im allgemeinen, sobald die Verschiedenheit der Sprache im Auge behalten wird, dem des betreffenden hebräischen in massoretischer Aussprache entspricht, sondern im besonderen auf die Thatsache, dass die wichtigsten Bildungen und Flexionsformen des hebräischen Nomens und Verbums sich im Griechischen deutlich wiedererkennen lassen. Man wird von hier aus freilich nicht schliessen dürfen, dass etwa jedes Wort so gesprochen worden sei, wie der MT es punktiert, wohl aber dass die im MT niedergelegte Aussprache im Prinzip schon zur Zeit von LXX vorhanden war, LXX also, bei mancher Verschiedenheit im einzelnen, kein anderes System der Aussprache zur Voraussetzung hat, und dass somit jede massoretische Form, sofern sie dem massoretischen System entspricht und nicht selbst wieder innerhalb desselben eine singuläre Erscheinung darstellt, auch innerhalb der LXX als möglich gedacht werden kann. Ist dies der Fall, so sind wir in der Lage einen um ±300 möglichen Text herzustellen. Mehr aber wird, glaube ich, billigerweise nicht verlangt werden dürfen.

49. Die folgende Übersicht über einige Hauptformen des Nomens und Verbums mag das Gesagte bekräftigen.

I. Nomina mascul.

a. *melech* — *Αβειμελεχ, Μεσεκ.*
malkī — *Μαλχειραμ, Μαλχεια* (מלכיה).
jiṯrī — *Ιεθθρει, Σεδεκίας.*
malkam — *Μελχαμ.*
baʿal — *Βααλ, Νααμ* (A) (*Νααραι, Νααραν*).

b. *Naḇal* — *Ναβαλ, Φαραν, Ναας* (נחש); *Qaḏeš* — *Καδης.*
tᵉrafim — *θεραφ(ε)ιμ, καδησειμ*[103a]; *Mᵃḥanaim* — *Μαναειμ.*

c. *Rᵉʾūben* — *Ρουβην*; *ʾAššūr* — *Ασσουρ; Karmel* — *Χερμελ, Καρμηλος; Taršīš* — *Θαρσισ; Tᵉqoᵃ* — *Θεκωε; Midjan* — *Μαδιαν(μ); Ninᵉwē* — *Νινευη; Mᵉgiddō* — *Μεχεδ(δ)ω.*

103a) In betreff des A-lautes hier und in andern Wörtern, wie z. B. *Μαδιαν, Ναβαθ, Καρμαθ* oder Mallōṯī, Jaʿalē u. dgl. s. unten § 53. 54.

d. *Jᵉmīnī* — *Ιεμεινει*; *Kᵉrūḇ* — *Χερουβ*; *Kᵉrūḇīm* — *Χερουβειμ*; *Nᵉḇaṭ* — *Ναβαθ*; *Naḥōr* — *Ναχωρ*.

II. Nomina femin.

a. *Mōladā* — *Μωλαδα*; *Nᵉṭōfā* — *Νετωφα*, *Kᵃφειρα*.
Mᵉremōṯ — *Μερειμωθ* (*Ιερ—*); *Κεδαμωθ* (קְדֵמוֹת); *Maqhelōṯ* — *Μακηλωθ*, *Σοκχωθ* (סֻכּוֹת).

b. *Milkā* — *Μελχα*; *Maʿᵃchā* — *Μααχα* (*Μοωχα*), *Αραβα*; *Maḥlā* — *Μααλα*.
Qirjaṯ — *Καριαθ*.
Maḥᵃziōṯ — *Μααζιωθ*.

III. Verba.

a. Qal. Perf. *Ναθαν*, *Ιωναθαν*; *Ρωμεμθι* (A), *Μελληθι* — מַלּוֹתִי (A).
Imperf. *Ισφαν* — יִשְׁפָּן; *Ισαακ*, *Ισμαηλ*, *Ιεφθαε* (יִפְתַּח).
(*Ιεηλα* — יַעֲלָח) *Ιεειηλ* — יְחִיאֵל (A), *Ιασιηλ* — יחציאל (A).
Ιασουβ, *Ιαβειν*.
Part. *Ιωσηφ*, *Κορε* (קֹרֵא); *ρασειν* — רָצִים.

b. Pi'el. Perf. *Ιεμηρ* — אֲמַרִי.
Part. *Μανασση* — מְנַשֶּׁה, *Μαναχημ* — מְנַחֵם.

c. Pu'al. Imperf. *Ιεφοννη* — יְפֻנֶּה, *Ιεροαμ* — יְרֻחָם.
Part. *Με(ι)σο(υ)λαμ*, *Μοσολομ* — מְשֻׁלָּם, *Μοσωβαβ* — מְשׁוֹבָב (Po'lal).

d. Hif'īl. Imperf. *Ιαφαλητ* — יַפְלֵט, *Ιαχειν*.
Imper. *Ωσαια* — הוֹשִׁיעָה.
Infin. *Ωσηε* — הוֹשֵׁעַ. Part. *Μααση(ια)*, — *σε(ας)*.

e. Hof'al. Imperf. *Ιουβαλ*.

50. Ist uns aber mit diesem allgemeinen Ergebnis gedient? Oder zeigen nicht vielmehr gerade die mancherlei Abweichungen der LXX im einzelnen sowie die Beschaffenheit des massoretischen Textes selbst zur Genüge, dass dieser eine jüngere, zur Zeit der LXX noch nicht erreichte Stufe der hebräischen Sprache, im besonderen der Aussprache des Hebräischen, repräsentiert? Sollte sich das bestätigen, so wäre unser Recht, die massoretische Vokalisation anzuwenden, höchst fraglich, und wir müssten sehen, jene andere Vokalisation, falls wir sie ermitteln können, an ihrer Stelle einzusetzen.

Hier ist ein etwas näheres Eingehen unvermeidlich. Die wichtigsten Verschiedenheiten beider Arten der Aussprache sind die folgenden: a. die eigentümliche Behandlung der Begadkefat; b. die Wiedergabe kurzer Vokale; c. das Verhältnis von ī und ū; d. die diphthongische Wiedergabe von ē und ō.

a. Die Begadkefat.

51. In LXX finden sich כ, פ, ת fast durchweg als Spiranten, somit als χ, φ, ϑ wiedergegeben, während ihre analogen Mediae ב, ג, ד durchweg als β, γ, δ auftreten (Ausnahmen wie *Δωηκ* statt *Δωηγ* kommen kaum in Betracht). Natürlich wäre zunächst zu fragen, ob das alexandrinische Griechisch jener Zeit β, γ, δ als Spiranten oder als Verschlusslaute gesprochen habe. Für β ist das erstere für die späteren Teile der LXX wahrscheinlich, für die früheren wenigstens möglich[104]); für γ darf man wohl dasselbe aus der Thatsache erschliessen, dass hebräisches ע, wo es arabischem غ entspricht, als γ erscheint (*Γαζα*, *Γομορρα*). Wir können also immerhin β als Spirans w, γ als Spirans ḡ (gh) in die Rechnung einstellen.

Darf nun hieraus geschlossen werden, dass das Hebräische der Zeit von 300 abwärts die Begadkefat lediglich als Spiranten sprach, somit die Differenzierung zwischen dagessierten und rafierten Begadkefat noch nicht kannte[105])?

---

104) Nach einer freundl. Mitteilung von K. Brugmann ist die Aussprache des β als deutsches *w* (Spirant) am frühesten (5. Jahrh. v. Chr.) für das Argivische zu belegen, dann (ca. 4. Jahrh.) für das Kretische; im Attischen (im engeren Sinne) entstand w aus b erst um Chr. Geburt. „In der *κοινή* ist der erste sichere Anhalt im 2. Jahrh. v. Chr. durch Schreibungen wie *ραυδος* statt *ῥάβδος* geboten (mit *ραυδος* ist *rawdos* gemeint). Nichtgriechische Wörter mit *w* konnten natürlich auch schon vor dem 2. Jahrh. von *κοινή*-Leuten so wiedergegeben werden, dass *w* durch β dargestellt wurde. Denn wenn β damals vielleicht auch noch *b* war, so war es doch der nächstverwandte Laut.“ Vgl. dazu Kretschmer, Die Entstehung der *κοινή*, Wien 1900 (Sitzungsber. der Wiener Akad. d. Wiss.).

105) So, wie es scheint, Könnecke, a.a.O. S. 29. Jedenfalls aber kann ב nicht, wie nach Siegfried, ZAW IV 62 zur Zeit des Hieronymus (doch vgl. Kampffmeyer, ZDPV XV 16), kurzerhand mit φ, auch nicht, wie im Späthebräischen (Siegfr. u. Strack, Neuhebr. Gramm. 11), mit hebr. Vau vertauscht werden.

Dass die oben an 2. Stelle genannte Thatsache, also die Gleichung ב, ג, ד = β, γ, δ, keine Schlüsse in Betreff der Aussprache der hebräischen Äquivalente als Spiranten oder als Verschlusslaute zulässt, liegt auf der Hand, da die griechische Schrift kein Mittel besass, בּ von בֿ, גּ von גֿ, דּ von דֿ zu scheiden. Wie aber erklärt sich die erste Erscheinung? Warum wird nicht für בּ π und für בֿ χ gesagt u. s. w., wenn es im Hebräischen dagessierte Tenues gab? Hier ist zunächst in Betracht zu ziehen, dass π für hebr. פ und τ für hebr. ט — wenigstens für die Regel — reserviert waren, augenscheinlich, weil jene hebräischen Laute mit festem Absatz (q oder k' und ṭ oder t') dem griechischen π und τ unmittelbar entsprachen. Somit konnten π und τ für בּ und תּ, sollte der grundsätzliche Unterschied der Buchstaben und Laute בּ und פ, תּ und ט zum Ausdruck kommen, keine Verwendung mehr finden. Daher blieben hier nur χ und ϑ übrig, die freilich strenggenommen nur das nicht dagessierte בּ und ת wiedergaben; bei χ kam sogar noch nicht selten das hebr. ת in Konkurrenz (*Χαμ*, *Χεβρων* u. s. w.). Aber man zog in ganz richtigem Gefühl diese Unvollkommenheit der Wiedergabe der greulichen Verwirrung vor, die nach der Seite der Etymologie angerichtet worden wäre, hätte man ein und dasselbe Wort bald mit τ, das sonst ט bedeutete, bald mit ϑ = nicht dagessiertem ת u. s. w. geschrieben. Dieser Empfindung mag es auch entspringen, dass π überhaupt nach Kräften gemieden wird[106]). Dem Beispiel der beiden anderen Spiranten folgend, lässt der Grieche auch hier für hebr. בֿ fast durchweg φ eintreten, obwohl ihm π zur Verfügung stand. In der That war es ja auch für den Übersetzer absolut undurchführbar, beispielsweise *Φαραω* oder *Παραω*, je nach einem im Hebräischen vorausgehenden Vokal oder Konsonanten, zu schreiben.

Erwägt man besonders den letzteren Umstand, so muss es unmittelbar einleuchten, dass der griechischen Sprache für den Zweck einer Übersetzung des AT überhaupt kein anderes Mittel zur Verfügung stand als eine gewisse gewaltsame Vereinfachung der hebräischen B^{e}g̲ad̲k^{e}fat̲. Daraus folgt aber dann unmittelbar, dass aus der freien und eigentümlichen Behandlung derselben in LXX noch keinerlei Schlüsse auf eine, von der

106) Fälle, wo es vorkommt, s. unten § 52 am Ende. Es scheint nur angewandt worden zu sein, wenn eine ganz bestimmte Aussprache innerhalb des P-Lautes (p') zum Ausdruck gebracht werden sollte.

massoretischen wesentlich verschiedene Art ihrer Aussprache zur Zeit der Übersetzung gezogen werden können.

52. Man sieht hieraus, dass schon praktische Rücksichten die uns bekannte Art der Transskription empfahlen. Es kommt aber dazu, dass das Syrische[107]) mit seinem dreifachen ב (f, p̣ mit gehauchtem und p̣ mit festem Absatz) es wahrscheinlich erscheinen lässt, dass auch die Hebräer das dagessierte ב nicht gleichmässig ausgesprochen haben[108]). So können sich einerseits die Schwankungen in LXX zwischen φ und π für ב und andrerseits die grosse Vorliebe für φ neben jenen praktischen Erwägungen noch aus tieferen Ursachen erklären. Jenes φ neben gelegentlichem π würde darauf hindeuten, dass das dagessierte ב in der Regel als p̣ mit gehauchtem Absatz (tenuis aspirata), und nur selten als reine Tenuis mit festem Absatz (p̣), gesprochen worden ist. Von hier aus würde dann die Analogie dafür sprechen, dass auch (dagessiertes) כ und ת in der Regel als χ̣ und τ̣ mit gehauchtem Absatz anzusehen sind. Hebräisches כְּנַעַן wäre also genauer Ḳᵉnaʿan, und darum bei den Griechen *Χανααν*, hebr. אַרְפָּד ʿArpʿad, und darum *Αρφαδ*, hebr. אֶשְׁתָּאוֹל ʿEšṯaʿōl, und darum *Εσθαολ* gehört worden (neben עשתרת — ʿAšṯʿarṯ = *Ασταρτη* und פַּשְׁחוּר — P̣ašḥūr = *Πασχωρ*). Jene Schreibungen lassen sich auf diese Weise ausreichend verstehen, ohne dass aus ihnen die Aussprache der Bᵉg̱aḏkᵉfaṯ als Spiranten zu folgern wäre.

Da jedoch LXX auch bei Dag̱eš forte φ liebt (*αφφαιμ*, *Αφφειν*, *Θαφφου*), könnte man freilich immer wieder geneigt sein, nach Hieronymus (vgl. ZAW IV 63) anzunehmen, das Hebräische habe auch schon damals um 300 v. Chr. kein Pe, sondern wie das Arabische nur ein Phe besessen. So z. B. Grätz, Monatsschr. f. Gesch. u. Wiss. des Judent. 1881, 511 ff. Doch scheint mir — abgesehen von der Frage, ob Hieronymus überhaupt seine Beobachtung aus dem Hebräischen, und nicht aus LXX, geschöpft hat! — nach wie vor die oben gegebene Erklärung richtiger. Gelegentliche, aber nicht ganz seltene, Formen wie *Απεδνω*, *Απταλειμ*, *Απφειν*, *Θαπους*, *Θαψα*, *πασχα*, *Πασχωρ*, *Σαλπααδ* (weiter s. die Concord. unter *Π*)

---

107) Vgl. z. B. Brockelmann, Syr. Gramm. § 10.

108) Vgl. dazu auch Grätz, Monatsschr. 1881, S. 511 f., der aus Saadia den Nachweis eines doppelten dagessierten P erbringt, freilich ohne ihn ordentlich zu verwerten.

beweisen jedenfalls, dass der P-laut keineswegs einfach nicht vorhanden war[109]).

b. Die Freiheit in der Wiedergabe kurzer Vokale und des Schwa mobile.

53. Pataḥ wird nicht selten als *ε* wiedergegeben, so *Γεθ*, *Θοβελ*, *Νωε*, gelegentlich auch als *ο*, so *Βοος*, *Σοφονίας*. Ebenso wird Ḥireq defect. in fast zahllosen Fällen zu *ε*, oft auch zu *α*, so *Βενιαμιν*, *Γεδεων*, *Κεδρων* — *Βαλααμ*, *Γαλααδ*, *Σαμψων*. Endlich wird das Schwa mobile in LXX zwar sehr oft mit *ε* (*Χερεθι καὶ Φελεθι*), fast ebenso häufig aber wird es mit *α* (*Σαμουηλ*, *Ασκαλων*), gelegentlich auch mit *ο* wiedergegeben (*Σοδομ*, *Γομορρα*).

Gewiss kann von hier aus je und dann eine Vermutung über die ursprüngliche Gestalt eines Namens gewonnen werden. Aber eine ganz andere Frage ist, ob wir diese Erscheinungen als Ganzes oder im Einzelnen als Beweis für ein anderes der LXX bekanntes System der hebräischen Vokalisation als das uns geläufige benutzen dürfen. Es liegt ja freilich sehr nahe, z. B. aus גִּלְעָד — *Γαλααδ*, שִׁמְשׁוֹן — *Σαμψων* u. s. w.[110]) den Schluss ziehen zu wollen, der ursprüngliche A-laut habe sich hier noch erhalten, und es müsse demgemäss nach מִזְבֵּחַ — *μασβηη*, מִדְבָּר — *μαδβαρ* Jos. 5, 15. 18, 12 nicht nur שַׁמְשׁוֹן, גַּלְעָד, sondern auch מַזְבֵּחַ, מַדְבָּר u. s. w., und dann wohl auch יַקְטֹל für das Imperf. Qal u. dergl., in den Text aufgenommen werden.

54. Allein wenn wir bedenken, wie vielfach in unsern abendländischen Sprachen[110a]) die Aussprache kurzer Vokale schwankt, besonders aber in

109) Auch dass LXX noch die alte Verdoppelung des ר gekannt habe, wie Könnecke 29 annimmt (vgl. auch Sievers, Hebr. Metrik S. 300), halte ich nicht für erwiesen. Neben *Σαρρα*, *Χαρραν*, bei denen doppeltes ר in Frage kommen kann, stehen Formen, bei denen es ausgeschlossen ist, wie *Μερραρει*, *Θαρρα* (תֶּרַח). Es scheint also, dass die Doppelung nur die Kürze des vorangehenden Vokales andeuten soll. Dies wird auch bei *Σαπφαν* — שָׁפָן der Grund sein (Könnecke 20). Dass Qameṣ nicht notwendig lang ist, darf vorausgesetzt werden.

110) Vgl. z. B. Swete, Indrod. S. 322.

110a) Man denke an das englische ă in Wörtern wie *man*, *black* und veranlasse einen Laien, die Aussprache eines solchen Wortes für Deutsche in Buchstaben wiederzugeben. Der Eine wird *män*, *blăck*, der Andere *măn*, *blăck*, der Dritte *men*, *bleck* schreiben. Ferner sei erinnert an die Vokalaussprache unsrer deutschen Dialekte; der Satz: *Dies sind Kinder* lautet schwäbisch: *Des send Kender* u. s. w.

wie hohem Grade dies im heutigen Arabisch bei *ă* sowohl als bei *ĭ* der Fall ist, so dass oft genug *ĕ*, *ă* und *ĭ* in einander überfliessen, so wird man sich doch sehr hüten, in dieser ganzen Thatsachenreihe a priori mehr sehen zu wollen als einen Beweis dafür, dass in der lebendigen Sprache *ĭ* gelegentlich nach *ă* hinneigte, *ă* nach *ĕ* u. s. w. Ausserdem ist bei dem flüchtigen Schwa noch in Betracht zu ziehen, dass es überhaupt als blosser Murmellaut keinen bestimmten Charakter hat, sondern vielfach erst je nach seiner Umgebung seine Färbung erlangt[111]). So erklären sich *Σοδομα*, *Σολομων*[112]) u. dgl., so dass denn auch keine dieser hier genannten Vokalverschiedenheiten zur Annahme eines total anderen Systems der Vokalisation berechtigt. Auch Formen wie *Μοωχα* für hebr. Ma'ᵃchā erklären sich auf diesem Wege, da das zweite O lediglich der Neigung des laryngalen ע zur Vokaltrübung entstammt, während Bildungen wie *Γαβαε*, *Γαβεν*, *Γαδερ*, *Γαζερ* für Segolate neben *—βεζεκ*, *—σεδεκ*, *—μελεχ*, *Μεσεκ* nur beweisen, dass die jetzt sogen. Pausalform den Charakter einer Nebenform besass.

c. Das Verhältnis von ī und ū.

55. Hier liegt es am Tage, dass Wiedergaben wie זִיו — *Ζουε*, צוּף — *Σουφ* oder יְדוּתוּן — *Ιδειθουν* eine verschiedene Überlieferung voraussetzen. Aber sie gehört nicht in das Gebiet der Aussprache, sondern sie beweist nur, was wir schon von früher wissen und aus der vielfach schwankenden Überlieferung der Massora selbst noch entnehmen können (z. B. 1 Chr. 8, 25), dass in der mittleren und neueren Schrift י und ו vielfacher Vertauschung ausgesetzt sind.

d. Die diphthongische Wiedergabe von ē und ō.

56. Wesentlich weniger einfach liegt der Sachverhalt hier. LXX schreibt für בֵּית neben *Βεθ* und *Βηθ* auch *Βαιθ*, für קֵינָן *Καιναν*, für חֵירָן, אֵירָן *Αιθαν*, *Αιμαν*, für אוֹנָן *Ανναν*, גּוֹלָן *Γαυλων*, אוֹן *Αυν*. Nun wird man schon bei *αι* = ֵ kaum mit der Erklärung auskommen, dass in der alexandrinischen Periode die Diphthonge *αι* und *ει* in einzelnen Gegenden

111) Wozu man die Angaben ben Aschers u. a, Dikduke ha-teamim (ed. Baer-Strack) S. 12 f. 31 f. vergleichen mag.

112) S. Buhl, Kanon und Text 234; Gesenius-Kautzsch, Gramm. § 10, 1. Andererseits Lagarde, Übersicht etc. 52 ff.

wie ä und ī gesprochen wurden[113]). Ob sich diese Thatsache für *αι* schon um 300 v. Chr. belegen lässt, ist mir nicht bekannt[114]), und dass die Schreibung durchgehends erst nachträglich, wie Könnecke anzunehmen scheint, in die LXX-Handschriften eingetragen sei, scheint recht unwahrscheinlich. Für *βαιθ* neben *βεθ*, *βηθ* würde an sich die Erklärung ja wohl ausreichen, aber bei Formen wie קִינָן, חִירָם, אֵיתָן versagt sie den Dienst. Der Umstand, dass die Erscheinung wesentlich bei *plene* geschriebenem Ṣere auftritt, sowie die Analogie von ῑ = *αυ*, die sich jedenfalls auf diesem Wege nicht erklären lässt, raten dringend, nach anderen Gründen zu suchen.

Die Thatsache nun, dass von LXX gerade in solchen Fällen der Diphthong bevorzugt wird, in denen er sprachgeschichtlich als das Ursprünglichere erscheint, scheint hier als die einfachste Erklärung die sprachgeschichtliche an die Hand zu geben: bait ist die geschichtliche Vorstufe von bēt, qainan von qēnan, 'ailat von 'ēlat, 'aunan die von 'ōnan, hauše$^{a^c}$ (assyr. auši') von hōše$^{a^c}$ = הוֹשֵׁעַ — also besitzen wir, so scheint es, in LXX ein Zeugnis dafür, dass man um 300 v. Chr. noch jene ursprüngliche Aussprache des Hebräischen besass. Die Konsequenz ist, wie ich bereits in meiner Textausgabe der Chronik[115]) dargelegt habe, weittragend. Was dem Nomen proprium recht ist, ist auch dem übrigen Texte billig. Eine Textausgabe hätte dann nicht allein בֵּיתְאֵל oder קֵינָן und אֵיתָן zu schreiben, sondern sie müsste durchweg, wo in analogen Fällen der Diphthong sprachgeschichtlich begründet ist, ihn einsetzen, hätte also durchgehends zu schreiben חַיְלִיד, וַיְיַשַּׁע, בְּצַיְנוֹ u. s. w. (= haulīd, wajjauša', be'ainō).

57. Allein es fragt sich bei näherem Zusehen doch sehr, ob wir ein Recht haben, die ganze Erscheinung unter den sprachgeschichtlichen Gesichtspunkt zu stellen. Im Gegenteil, es sprechen positive Gründe für eine andere Deutung. Dass die alte diphthongische Aussprache sich vereinzelt noch lange erhalten hat, zeigen חַוְרָן, שַׁוְשָׁא und Stellen wie Ps. 5, 9, Prov. 4, 25, Hos. 7, 12 des MT (חִישָׁר, חַיְשָׁר u. dgl.); sie wird also auch um 300 gelegentlich neben der andern noch zu hören gewesen sein. Aber dass sie die vorherrschende oder gar die allein giltige war, geht aus

113) So Könnecke a. a. O. S. 21 mit Berufung auf Curtius.

114) Nach freundlicher Mitteilung K. Brugmanns trifft dies zwar zu, aber gerade für den hier in Frage stehenden alexandrinischen Dialekt nicht.

115) The books of Chronicles 1895 S. 52 f.

LXX nicht hervor. Das Aramäische und Syrische nemlich liefern uns reichlich Beispiele dafür, dass der alte Diphthong hier sich zu einer Zeit erhalten hat, als er im Hebräischen längst verschwunden war. Nun kennen die Übersetzer zum grössten Teil, wo nicht alle, das Hebräische nicht mehr als lebende Sprache; was sie hören und sprechen, ist Aramäisch. So liegt es nahe anzunehmen, dass viele, auch wo sie wirkliches Hebräisch lasen, dies mit aramaisierender Aussprache thun, während im Hebräischen selbst der Übergang in ō längst vollzogen war, und, wo man sich bemühte, es rein zu sprechen, das o auch gehört wurde. In diesem Falle hätten wir es hier gar nicht mit einem richtigen Diphthong zu thun, sondern mit einer bloss gewohnheitsmässigen Auflösung des langen Vokals in der degenerierten Sprache, ähnlich der diphthongisch klingenden Aussprache des ō bei den heutigen Juden.

Diese Erklärung empfiehlt sich aus mehreren Gründen. Einmal wissen wir, dass Origenes[116]) zwischen echthebräischer und griechisch-hebräischer, d. h. doch wohl LXX-mässiger, Aussprache gerade in diesem Punkte scheidet. *Ōnan,* sagt er, sprechen die Hebräer, d. h. die offizielle Synagoge, *Aunan* „wir", d. h. die von LXX ausgehenden Griechen. Es ist die für die Juden barbarische, aramäisch beeinflusste, Aussprache. Sodann ein indirektes Argument. Wenn die Aussprache der LXX den sprachgeschichtlichen Thatbestand zum Ausdruck bringen wollte, so wäre sie zwar da wohl zu verstehen, wo sie demselben wirklich entspricht, wie bei Qainan, Ailat, Gaulan u. s. w., obwohl man auch dann weit mehr Konsequenz erwarten würde, wie z. B. das nur einmalige *Αυση* Nu. 13, 8 oder das zweimalige *Αεν* in Cod. B (in *Αενδωρ* und *Αειλδωρ* = *Αενδωρ* 1 Sam. 28, 7 und Ps. 82 (83), 11), dessen Lautwert ohne Zweifel gleich *Αιν* ist[117]), neben regelmässigem *Ωσηε* und *Εν* für הוֹשֵׁעַ und עֵין befremden müsste. Unbegreiflich aber wäre sie da, wo sie etymologisch nicht begründet ist, wie bei חָוִוֹ — *Αζαυ,* יָבוֹ — *Ναβαυ,* בּוּז — *Βαυζ*(ξ), גּוּר — *Γαυνει.* Dass man assyr. Nabū jemals im wirklichen Hebräisch N^{e}bau ausgesprochen hätte, ist ebenso unwahrscheinlich, wie dass man bei ʿĒn, Hōše^{a}ʿ, Hosianna den alten Diphthong hätte fallen lassen, wenn man ihn sonst mit Bewusst-

116) Vgl. die oben § 6 angeführte Stelle.

117) In *Αιναγαδειμ* Ez. 47, 10 findet sich *Αιν* nur in der Quinta, B hat *Ενα-γαλειμ*; in 1 Sam. 29, 1 in Cod. A.

sein festhielt. Damit ist aber erwiesen, dass jenes *au* und *ai* der LXX mit der Etymologie nichts zu thun haben und somit auch für die Aussprache der Synagogen und hebräischen Verfasser der Zeit um 300 nichts beweisen.

58. Fassen wir zusammen, so wäre damit der Nachweis geliefert, dass wir die Aussprache der Massora im ganzen als schon zur Zeit der alexandrinischen Übersetzung üblich annehmen dürfen, wie es denn schon a priori wahrscheinlich ist, dass das ganze System der hebräischen Aussprache kein erst durch spätere Reflexion künstlich gebildetes, sondern seinem wesentlichen Inhalte nach ein überliefertes ist[118]).

2. Der massoretische Text selbst.

59. Dem allen scheint nun freilich entgegen zu sein die Thatsache, dass der massoretische Text vielfach die Spuren einer späteren Entwickelungsstufe der Sprache an sich trägt. Diesen Gesichtspunkt hat besonders Sievers jüngst geltend gemacht in seinen bedeutsamen, nach allen Seiten reiche Anregung bietenden „Studien zur hebräischen Metrik“ (1901). Er glaubt grundsätzlich scheiden zu sollen zwischen der Zeit der Entstehung unserer Texte (20. 21) und der Zeit der Bildung der massoretischen Aussprache. Die letztere scheint ihm in manchen und wesentlichen Stücken keineswegs überliefert, sondern ein Produkt später, jedenfalls erst der Zeit unsrer Texte nachfolgender, künstlicher Schematisierung.

Als Beispiele nenne ich das Paṭaḥ furtivum und das Ḥaṭef im Wortinnern in Fällen wie ja'ᵃmoḏ, wofür Sievers als Aussprache der Zeit unsrer Texte rūḥ, ja'moḏ u. s. w. einsetzt (S. 20 f.); die Zurückziehung des Accentes in der Pausa (231 ff.), sowie überhaupt die Bildung eigener Pausalformen (244 ff.); Formen wie בֵּית und מָוֶת (282 ff.); Verallgemeinerung der Vollformen wie קָטַלְתָּ für altes qaṭalt (320 ff.); den vokalischen Auslaut der Pronominalsuffixe ־ךָ u. s. w. (324 ff.), ־הוּ, ־הָ— u. s. w. (331 ff.). Die wichtigsten dieser Erscheinungen mögen hier einer kurzen Besprechung unterzogen werden.

60. Eine Meinungsverschiedenheit wird hier zunächst in betreff der sprachgeschichtlichen Seite der Sache nicht aufkommen können. Wie man über die einzelnen von S. namhaft gemachten Fälle urteilen möge, das

118) Buhl a. a. O. 231.

allgemeine von ihm vertretene Prinzip, dass die Aussprache und Schreibweise der Massora eine spätere Stufe der sprachlichen Entwickelung darstelle und sie mit möglichster Konsequenz in den Texten zum Ausdruck bringe, wird Niemand ernstlich in Frage stellen. Dass Salomo oder Jesaja das Hebräische nicht genau so aussprachen, wie die Zeitgenossen Alexanders oder Jesu Christi, bedarf keines Beweises. Da wir nun im heutigen AT eine einheitliche Aussprache vorausgesetzt finden, muss angenommen werden, dass einmal — sei es allmählig, sei es plötzlich — eine Ausgleichung stattgefunden habe.

Die Schwierigkeit beginnt erst, wenn der Nachweis versucht wird, zu welcher Zeit jene Umbildung der älteren Aussprache in das, was wir heute Hebräisch nennen, stattgefunden hat, wann man also begann, die offizielle Lesung der älteren (Tora oder Profeten) oder aller Texte in den Synagogen nach unsrer Weise der massoretischen Aussprache zu gestalten. Sievers verlegt diesen Prozess in wichtigen Punkten erst in die Zeit nach der Entstehung unserer Texte — also wohl etwa in das Zeitalter Jesu oder eher die ersten Jahrhunderte nach ihm — und denkt ihn als eine in wesentlichen Stücken künstliche Systematisierung, bei welcher, im Zusammenhang mit dem Wechsel der Vortragsart, eine weitgehende Umgestaltung der betreffenden Sprechweise stattfand. Mir scheint das Wahrscheinlichere, dass der Prozess der Umbildung, den auch ich annehme, sich vollzogen habe im Zusammenhang einerseits mit der Gestaltung der Religion zur Buchreligion seit dem Nachlassen der lebendigen Profetie, andrerseits mit dem Aussterben der lebendigen Sprache. Das letztere beginnt in den ersten Jahrhunderten nach der Rückwanderung aus dem Exil, fällt also zusammen mit der Einrichtung des synagogalen Gottesdienstes und der regelmässigen Verlesung biblischer Abschnitte in der Synagoge[119]), die ihrerseits wieder bedingt ist durch die Kanonisierung des Gesetzes und das Erlöschen der mündlichen Profetenrede. Damals suchte man sich gegen das Verlorengehen der im täglichen Umgang mehr und mehr abkommenden Sprache durch feste Regeln der Aussprache und Lesung der alten Texte zu schützen. Mit dem Beginn regel-

119) Vgl. Zunz, Gottesdienstl. Vorträge der Juden (1833) S. 3 ff.; Schürer, Gesch. des jüd. Volkes II[3] 429; Wellhausen, Israel und jüd. Gesch. (1894) 107 f. Die Einrichtung der Synagogen wird aus dem Exil stammen. Sie bürgern sich dann in den ersten Jahrhunderten der Restauration allgemein ein.

mässiger Lesung im Gottesdienst wird auch die Einführung des Sprechvortrages für poetische Texte zusammenfallen, auf den unsre ganze Aussprache, wie Sievers richtig erkannt hat, angelegt ist. Was ehedem gesungen bzw. rhythmisch vorgetragen wurde, wird jetzt, wenn auch mit bestimmter Hebung und Senkung des Tons, gesprochen.

61. Sind diese Sätze richtig, so müsste sich bald nach Esra die jetzige Weise zu sprechen und zu lesen ausgebildet haben. Es müssten sich — selbstverständlich unter mancherlei anfänglichen und länger dauernden Schwankungen — für die älteren Texte in den Synagogen allmählig die jetzt geltenden Regeln der Aussprache entwickelt haben, und sie müssten für die Abfassung der jüngeren Schriften bereits Geltung gehabt haben, so dass bei ihnen eine Umlesung nicht nötig wurde[120]); sie müssten ferner in der Zeit der alexandrinischen Übersetzer für alle Bücher im Prinzip durchgeführt gewesen sein. Wir wären damit aufs neue bei unserem alten Ergebnis angelangt, dass ein Text der Zeit um 300 wohl im Rechte ist, die Vokalisation der Massoreten im Prinzip zu Grunde zu legen.

Es fragt sich, ob diesem Ergebnis nicht jene von Sievers geltend gemachten Instanzen endgiltig im Wegé stehen.

62. Zunächst einige allgemeine Erwägungen. Jene unter allen Umständen anzunehmende Umbildung der Aussprache — ich erinnere nur an Hōše$^{a'}$ = Auši' — erklärt sich ungleich leichter, wenn wir für sie einen bestimmten Grund namhaft machen können, als wenn sie lediglich dem durch keinerlei Zwang motivierten Bedürfnis, man möchte fast sagen: der Laune, der Massoreten entsprungen ist. Ein solcher Grund liegt vor in dem drohenden Aussterben der Sprache einerseits und andrerseits in dem Bedürfnis der Synagoge, für die Vorlesung einen festen Massstab zu

120) Man wird nicht einwenden dürfen, dass diese Anschauung durch die Psalmen widerlegt werde, die ja zu einem beträchtlichen Teile erst jener spätern Zeit entstammen und doch daneben ihren metrischen Charakter nicht verleugnen können. Bedenkt man, dass sie, wie alles Übrige, unpunktiert geschrieben sind, so ist der Gedanke nicht unerhört, dass es für sie eine zeitlang eine doppelte Weise der Aussprache und des Vortrags gab, die rhythmische und die prosaische, jene für den Gesang, diese für das Lesen. Mit der allgemeinen Einbürgerung des (kantillierenden) Sprechvortrages für Tora und Profeten durch die synagogale Vorlesung gewann dann auch für die Psalmen und die übrigen poetischen Kᵉtūḇīm die prosaische Vortragsweise die Oberhand.

haben[120a]). So wird denn der Zustand der Sprache, wie er sich damals von selbst herausgebildet hatte, als normativ zu Grunde gelegt.

Sodann thut man m. E. den Massoreten zu viel Ehre an, wenn man ihnen in dem Masse, wie es bei der entgegenstehenden Auffassung der Fall sein müsste, sprachbildende Kraft zutraut. Ganz abgesehen von der Frage, für die ich mich nicht kompetent erachte, ob überhaupt eine Sprache in so ausgedehntem Masse lediglich Kunstprodukt, Papiersprache, sein könne, — die Massoreten sind wesentlich Sammler, Registratoren, mehr nicht. Das von ihnen gebuchte System ihrer Erfindung, nicht älterer Überlieferung, zuzuschreiben, heisst m. E. ihnen viel mehr Originalität und geistige Kraft zutrauen als sie besassen. Auch wenn man die Schwächen unsrer tiberiensischen Punktation voll anerkennt, wird man doch ihre innere Geschlossenheit als Ganzes und viele feine Züge im einzelnen nicht übersehen können. Es sieht aber viel eher danach aus, als hätten die Männer von Tiberias dieses von ihnen gebuchte System gar nicht mehr vollständig verstanden, als dass sie es zum Teil oder ganz selbst erfunden hätten[121]).

63. Im Einzelnen wird man scheiden müssen zwischen den Fällen, in denen der MT selbst noch ein Nebeneinander älterer und jüngerer Bildungen zum Ausdruck bringt, und solchen, in denen er lediglich die jüngere Form darbietet.

64. Verhältnis von קטלת und קטלתּ. Es ist sehr wohl möglich, dass die Grundform der 2. Pers. Perf. des Verbs einmal für Masc. und Fem. gleich *qaṭalt* lautete, entsprechend dem קטלתּ unsrer Texte. Aber für erwiesen halte ich angesichts des inschriftlich bezeugten תא für beide Geschlechter[122]), das zweifellos trotz einheitlicher Schreibung in der Aussprache differenziert zu denken ist (vgl. תו und תי und das Arabische), diese Hypothese nicht, solange von den metrischen Instanzen abgesehen wird[122a]). Vielmehr ist es an sich wahrscheinlich, dass man, wie bei תא, eben wegen des Sinnunterschieds auch in der Aussprache schied. Aber ange-

120a) Vgl. hierzu auch noch das oben S. 8 (Mitte) über die Voraussetzungen des synagogalen Vorlesens Gesagte.

121) Vgl. Buhl, Kanon und Text 231.

122) Vgl. Lidsbarski, Epigr. I 257.

122a) Vgl. über sie und ihre Bedeutung für unsere Angelegenheit unten in Kap. 5.

nommen, es verhalte sich so, so würde man, da einmal die Aussprache *qaṭalta* daneben nicht bloss bezeugt, sondern auch für die alte Zeit schon innerlich wahrscheinlich ist, auf Grund des Verhältnisses von קטלת zu קטלתה doch kaum viel darüber ermitteln können, ob die Neigung *qaṭalt* zu sprechen wesentlich grösser war als diejenige *qaṭalta* zu sagen. Denn gerade die Metrik, die S. zu jener Hypothese veranlasst, zwingt ihn, an einer Reihe von Stellen, wo der Text קטלת (in thesi = *qaṭalt*) giebt, *qaṭalta* (in thesi = קטלתה) zu lesen (S. 323). Hier wäre der sonderbare Fall eingetreten, dass die Punktatoren ein geschriebenes קטלתה für den Zweck des Sprechvortrags in קטלת umänderten. Auch diese Sonderbarkeit ist natürlich an sich nicht unmöglich, wenn sie lediglich nach dem Schema verfuhren, aber der ganze Sachverhalt beweist doch m. E., dass wir über das Verhältnis von קטלת (als masc.) und קטלתה nicht viel mehr sagen können als uns der MT sagt, d. h. dass sie beide gleich zu sprechen sind und es vermutlich schon vor der Zeit der Massora waren.

Das Ausbleiben des Stützkonsonanten ה fällt freilich auf, aber es erklärt sich wohl einfach aus dem Umstande, dass bei der 2. Person, die ja denjenigen, an den die Rede ergeht, als bekannt voraussetzt, das Geschlecht desselben auch bei gleicher Gestalt der Konsonanten unschwer von selbst zu erkennen war, wie ja auch im Aram. u. s. w. קטלת doppelte Bedeutung (3. Fem. u. 2. Masc.) hat. Auffallen können bei unserer Auffassung auch die Transskriptionen des Hieronymus *calloth* für קלותָ u. s. w. Jedenfalls aber beweisen sie m. E. nicht, dass die Aussprache qaṭalta erst nach Hieronymus aufkam. Vielmehr wird es sich um eine aramaisierende Gewohnheit seines Lehrers handeln, nur so erklärt sich auch sein *carathi* für die 2 Fem. קראת. Hier wird an syr. קטלתי, dort an syr. und bibl. aram. קטלת gedacht sein[123]).

65. Der vokalische Auslaut der Pronominalsuffixe der 2. Person. Leider besitzen wir auch hier keinerlei direkte Auskunft über die Aussprache der LXX. Was uns aus Origenes und Hieronymus an Transskriptionen mitgeteilt ist, lässt es wahrscheinlich erscheinen, dass zu ihrer Zeit die Aussprache *ach* die vorherrschende war, wenngleich

123) Vgl. dazu unten § 65, sowie den offenbaren Aramaismus *φθοον* für פִּתְחוֹ = פתוחו Jes. 26, 2. S. Lagarde Mitth. II 362.

ᵉcha daneben gesprochen worden ist[124]). Dass diese letztere Aussprache auch in vormassoretischer Zeit schon ihre Vertretung hatte, darf man aus der gelegentlichen Schreibung כח– für das regelmässige ך– schliessen. Die Frage ist nun, ob wir ein Recht haben, jene Aussprache *ach* für das massoretische *ᵉcha* als Regel einzusetzen und das letztere nur etwa als Ausnahme in besonderen Fällen zuzulassen. Dies ungefähr ist die Meinung von Sievers, der im Prinzip die Ansicht vertritt, dass „die sämmtlichen ך– der Punktatoren späte Neuerungen" seien, „die selbst zur Zeit des Origenes und Hieronymus erst angefangen hatten" (§ 229, 5), in der Praxis aber gelegentlich ein *ᵉcha* zulässt (mit Berufung auf die vereinzelt vorkommende Schreibung כח–). Wo die betreffenden Wörter betont voranstehen, giebt er die Schriftbilder בך und לך wieder, als wäre בכח und לכח (*bᵉcha*, *lᵉcha*) geschrieben (§ 230, 4).

Allein auch hier wird man sagen dürfen: wenn einmal vom metrischen Bedürfnis abgesehen wird, so haben wir ausser dem MT keinen Anhaltspunkt dafür, wo wir die alte Aussprache *ach* und wo die jüngere *ᵉcha* anzunehmen haben. Letztere auf die Fälle, wo der MT כח schreibt, zu beschränken, geht nicht wohl an, wie ja auch Sievers über sie hinausgreift. Es kommt dazu, dass gerade die Fälle, wo Hieronymus vokalischen Auslaut giebt, מֶתֶךְ — *metheca* Jes. 26, 19 und אֶל־חִבְּךָ — *alechcha* Hos. 8, 1, ebenfalls im MT kein Stütz-ח bieten. Aus dem vorliegenden Thatbestande sehen wir freilich, dass das Affix ך– in späterer Zeit — ob auch zur Zeit der LXX?[125]) — mit einer gewissen Vorliebe mit konsonantischem Auslaut gesprochen wurde, aber zugleich auch, dass es, ohne bestimmter Regel unterworfen zu sein, daneben vokalisch auslautete. Wir haben keinerlei Anzeichen dafür, dass zur Zeit der LXX der Stand der Dinge ein anderer war, und wir werden auch hier — ohne damit der metrischen Aussprache vorgreifen zu wollen — nichts anderes thun können, als dass wir der Aussprache der

---

124) S. die Beispiele bei Sievers a. a. O. S. 326 (nach Field, Hexapl. I S. LXXIV u. ZAW IV 83), wozu noch zu vergleichen ist Taylor, *Cairo Genizah Palimpsests* (1900) S. 14.

125) Es kann ein späterer Aramaismus vorliegen, der zur Zeit der LXX noch nicht Brauch geworden war. — Auch künstliche Archaisierung der Aussprache scheint in dieser spätern Zeit nicht ausgeschlossen, wenn man Kurzformen des Origenes wie ομρ, ρεμ = חֹמֶר, רָחֵם (Field. I S. LXXII) mit μελεχ, μεσεκ etc. der LXX vergleicht.

Massora folgen. Denn diese hat auch hier ohne Zweifel eben das gebucht, was seit lange in den Synagogen üblich geworden war.

66. Suffixe auf *–ehu* und *–ha*. Als Beispiel für Fälle, in denen der MT lediglich[126]) die jüngere Form darbietet, wähle ich zunächst die Affixe *–ehu* und *–ha* mit vorausgehendem betontem Vokal. Sievers nimmt hier durchweg Kurzformen wie *–eu* und *–h* (jadēh, pīh, ra'üh) als ursprünglich an. Die sprachgeschichtliche Frage kann hier vollständig bei Seite bleiben; man wird z. B. die Lesung 'īš el-re'eu für איש אל רעו der Siloainschrift ohne weiteres zugeben und doch die Wahrscheinlichkeit, dass dieser Prozess sich erst in der Zeit nach unsern Texten vollzogen habe, bestreiten können.

Die Transskriptionen sagen uns hier doch wohl, dass Origenes und Hieronymus die vollen Formen gelesen haben: וְאַהֲבֵהוּ — *ουεαβηου;* וַתְּחַסְּרֵהוּ — *ουθασρηου* Hos. 11, 1. Ps. 8, 6; חַיֵּיהוּ — *haieu*[127]), יִתְּמָהוּ — *ithmau;* unklar ist *baphethee* Mi. 5, 5, dagegen lässt wieder keinen Zweifel וְעָלֶיהָ — *ουαλεα* Ps. 7, 8. Es sind das nicht viele, aber doch, wie ich glaube, ausreichend zahlreiche Belege, um die Schwierigkeit der Annahme zu erhärten, dass die Vollformen erst ein Produkt allerspätester Zeit seien. Weitere Belege fehlen uns[127a]), ebenso aber auch Belege dafür, dass die Zeit der LXX lediglich oder vorwiegend Kurzformen gelesen hätte.

67. Formen wie בַּיִת und מָוֶת. Formen der Gattung בַּיִת, מָוֶת hält S., „wenn sie je wirklich so gesprochen wurden", für jünger als die Zeit der ältesten Transskriptionen (285). Über ihre relative Jugend besteht auch mir kein Zweifel. Aber ich glaube nicht, dass man den obigen Satz aus LXX erweisen kann. Was zunächst den Typus בַּיִת anlangt, so können wir, da *Βαιθλεεμ, Ενγαδι* als stat. constr. nicht in Betracht kommen[128]), nur von *Αιν* (Jos. 19, 7; 21, 16 in Cod. A = עֵין und 1. Kön. 15, 20 II 15, 29 in B = עיון für עִיֹּן), *Αεδδων* (B) und *Αενδωρ* (A) = עֵין 1. Sam. 29, 1 (Luc. *Αιν*), sowie von den Buchstabennamen *Αιν* und *Ζαιν* ausgehen (z. B. in Klagl.). Ziehen wir die Stelle in 1. Sam. als offenbar

126) Doch kann man Formen wie תלכדו Jes. 35, 8 als Reste der alten Orthographie für תו deuten.

127) Dasselbe darf nach (*ithmau*) *jao, beemoth, isaar* (יִצְהָר), *laem* (לָהֶם) mit höchster Wahrscheinlichkeit hierher gezogen werden.

127a) Gen. 33, 4 findet sich bei Orig. eine Kurzform: *ουεσσαχη* für וישקהו.

128) S. über sie oben § 56. 57.

im MT verderbt (LXX las עֵינְדוֹר) ab, so bleibt nur jenes *Αιν* und *Ζαιν*. Natürlich lässt sich hieraus nicht ersehen, ob *'ain* oder *'ajin* gesprochen wurde. Dürfen wir aus den Dualbildungen zurückschliessen, so ergäben Formen wie *Μααναειμ*, *Δωθαειμ*, falls es sich nicht um späteren Itacismus (wie etwa bei *γεινώσκειν*) in den HSS handelt, eher *'ajin* oder *'aïn* als *'a͡in* (so ist wohl auch die Setzung des Spiritus *Αιν* nicht *Αἰν* gemeint), da die Schreibung *αειμ* neben *αιμ* (z. B. *Δεβλαθαιμ*) doch wohl den vollvokalischen Charakter des *ι* zum Ausdruck bringen und diphthongische Aussprache verhindern will[128a]). Andernfalls bleibt die Frage offen, und es steht nichts im Wege, der LXX die zweisilbige Aussprache zuzutrauen.

Für den Typus מָיִת fehlen uns vollends alle Anhaltspunkte, da der Name חצרמות wegfällt[129]). Zwar kennt MT den Namen אָיִן(בית־), aber die echte LXX erkennt ihn nirgends an, sondern liest dafür *Ων* = און, — nicht aber *Αὐν*, wie bei diphthongischer Aussprache zu erwarten wäre[130]). Erst Cod. A, der bekanntlich vielfach nach dem MT korrigiert ist, hat dieses — *αυν* für אָיִן — in Jos. 7, 14; 18, 12. 1. Sam. 14, 23 in den Text der LXX eingeschmuggelt, wobei zu beachten ist, dass gerade dieser Codex auch sonst, gegen die echte LXX (z. B. Klagl. 1, 1. 12 *Αλφ*, *Λαμδ*), Kurzformen der Segolate liebt.

68. „Sekundärvokale". Der bisherige Befund bestätigt sich endlich auch in betreff der „Sekundärvokale" bei Laryngalen. Als Typen können gelten das Pa͡tah furtivum und Formen wie *ja'amo͡d*. Sievers hält die Aussprache solcher Laryngale für die Zeit unserer Texte für vokallos (S. 21 oben), wenngleich er das Vorhandensein des Pat. furt. auch schon vor der Punktierung (S. 20 Mitte) nicht für unmöglich erklärt. In der That ist seine Existenz für die Zeit um 300 durch die Transskriptionen der LXX[130a]) ausreichend sichergestellt: נֹחַ — *Νωε*, חוֹשַׁע — *Ωσηε* u. s. w. Aber auch Formen wie יַעְמֹד lassen sich aus LXX hinreichend belegen in Namen wie *Θαανα*χ, *Μαα*χα*θ*, *Μαασια* — *Ιεαηλ* = יַעֲלָא (יעאל),

---

128a) Vgl. dazu auch Könnecke a. a. O. 17 aber auch Swete LXX, I, S. XIII oben.

129) S. über ihn in meinen Chronicles S. 54.

130) Das einmalige *Αυν* für אוֹן, (nicht אָיִן) des MT in Num. 16, 1 ist lediglich nach אוֹנָן — *Ανναν* u. dgl. (s. oben § 56 f.) zu verstehen.

130a) Zwar wird auslautendes ח auch ohne Pat. furt. gelegentlich einmal durch *ε* wiedergegeben (*Ιεφθαε* u. dgl.), aber das ist durchaus die Ausnahme, und kann nicht gegen die Existenz des Pat. furt. beweisen.

Ιεηλα = יַצְלָח, *Ιεζονιας* = יְאוֹנָח (?), wenngleich Kurzformen wie *Ιακωβ* daneben nicht selten sind, entsprechend der Thatsache, dass die Sprache den Typus *ja'mod* neben *ja'amod* liebte. Eine Scheidung über die im MT erhaltene Tradition hinaus, vollends eine totale Ausmerzung des volleren Typus, lässt sich meines Erachtens für den Sprechvortrag der Zeit um 300 nicht vollziehen.

69. Ziehen wir das Ergebnis, so würde sich nach den vorausgegangenen Erörterungen auch nach dieser zweiten Seite hin der in § 58 zusammengefasste Befund bestätigen, und wir dürften annehmen, dass wir der Aussprache der jüdischen Synagogen um das Jahr 300 v. Chr. durch die Wiedergabe der massoretischen Schreibweise im Prinzip gerecht werden, dürften somit auch das Recht in Anspruch nehmen, den Text des Jahres ± 300 v. Chr. mit den Mitteln der massoretischen Vokalisation wiederzugeben.

5. Kapitel. Bibeltext und Metrik.

70. Schon das vorige Kapitel hat uns Veranlassung geboten, die seit einigen Jahren viel verhandelte Frage über die Metrik des Alten Testaments zu streifen. Wenn dort eine in manchen Punkten von der neuesten und zugleich bedeutendsten Erscheinung auf diesem Gebiete, dem in § 59 genannten Werke von Ed. Sievers, abweichende Auffassung vorgetragen wurde, so handelt es sich, wie bereits bemerkt, dabei nicht um ein Urteil über diese Theorie als solche, sondern lediglich um eine Modifikation einer ihrer Konsequenzen.

Ein abschliessendes Urteil über die Theorie selbst wird sich heute überhaupt noch nicht geben lassen. Soviel aber darf meines Erachtens jetzt schon gesagt werden, dass Sievers das grosse und bleibende Verdienst zukommt, das ganze Problem aus dem Stadium des Tastens und Ratens in dasjenige methodischer Untersuchung übergeführt zu haben. Ohne den Verdiensten von Männern wie Merx, Schlottmann, Ley, Bickell, Budde, Grimme u. a. irgend zu nahe zu treten, wird man sagen dürfen, dass sie mehr mit Probieren und glücklicher Intuition als mit metrischer Methode arbeiteten. Es darf als ein besonderes Glück für unsere Frage angesehen werden, dass sich ein geschulter, auf anderen Gebieten vielfach erprobter Metriker in einer so musterhaften und in dieser Gründlichkeit

und Vielseitigkeit kaum einem anderen unter den Lebenden möglichen Weise um sie bemüht hat.

71. Die Grundlage, auf der das ganze Gebäude ruht, ist, wie uns bereits bekannt, die Annahme, dass die heutige, im massoretischen Texte niedergelegte, Aussprache des Hebräischen den metrischen Charakter der Texte nicht mehr oder nur noch unvollkommen erkennen lasse, dass daher in manchen wesentlichen Stücken eine andere, in jedem einzelnen Falle sprachgeschichtlich als die ältere nachzuweisende, Aussprache der Texte als ihre ursprüngliche Aussprache anzunehmen sei. Die unmittelbare Folge dieser einen These ist die andere, dass einmal eine durchgreifende Umbildung des Textes stattgefunden habe, bei welcher die einst versgerechten, ehedem für den Gesang bezw. die gehobene Vortragsart bestimmten, Texte in die jüngere, für den synagogalen (kantillierenden) Prosavortrag geeignete und aus ihm herausgewachsene, Sprechweise umgesetzt wurden. Auch die Gedichte werden dadurch zu gesprochener, nicht mehr versgerechter, Prosarede.

72. Es ist hier nicht der Ort, auf gewisse Schwierigkeiten, die auch hier bleiben, aufmerksam zu machen, z. B. die Frage aufzuwerfen: ob denn die nun gewonnene Aussprache, die sich in nicht wenigen Punkten als die sprachgeschichtlich ältere nachweisen lässt, in der That in allen eine zu irgend einer Zeit wirklich dagewesene Aussprache repräsentiere, m. a. W. ob wir in der Lage seien, ein geschlossenes System der althebräischen Aussprache zu gewinnen, ohne das doch die definitive Herstellung von Texten auch für den metrischen Bedarf nicht möglich ist? sodann: wie lange diese „althebräische" Aussprache sich erhielt, ob z. B. auch bei den spätesten Psalmen oder Qohelet und selbst Sirach, deren metrischen Charakter S. entschieden behauptet (S. 374)[131])? Für unseren Zweck genügt es, da wir einmal wissen, dass die Aussprache eine Geschichte gehabt hat, zu konstatieren, dass das Prinzip: die hebräische Metrik auf die wirkliche, wissenschaftlich zu begründende Aussprache der Zeit der Entstehung unserer Texte aufzubauen, sicher richtig ist.

Es kommt dazu, dass S. durchaus richtig erkannt hat, dass eine hebräische Metrik, soll es überhaupt eine solche geben, nur auf dem accentuierend-anapästischen Verse aufgebaut sein kann. Wortbildungen

131) Auf die letztere Frage ist oben Anm. 120 eine Antwort zu geben versucht.

wie ʾᵉlōhīm, gibbōrīm, tōlᵉḏōṯ lassen bei natürlicher Betonung (die hier offenbar 2 Hebungen ausschliesst) nur einen solchen aufsteigenden Rhythmus zu, dem sich auch Wörter von sogen. jambischer oder trochäischer Form wie Jahve, ʾarṣā, ʿōlam, ḥīdōn ohne Schwierigkeit einordnen. Daraus folgt dann mit unausweichlicher Konsequenz, dass am Ende des Verses keine überschiessende Silbe und keine Bildung mit rückweichendem Accent geduldet werden kann. Auf diese Weise fügt sich Glied an Glied zu einem wohlgefügten, in sich geschlossenen System.

73. Wenn ich über dasselbe mich mit diesen blossen Andeutungen begnüge, so schulde ich dies dem Umstande, dass für die hier in Frage stehende Angelegenheit das ganze Problem der Metrik nur sekundäre Bedeutung hat. Mag es nemlich auch noch so richtig sein, dass ein Wechsel der Aussprache und Vortragsart der biblischen Texte — jedenfalls der älteren — stattgefunden hat, und mag es demgemäss eine noch so fruchtbare Aufgabe sein, jene ältere Gestalt derselben aufzufinden: die Aufgabe einer Textausgabe der Art, wie sie hier ins Auge gefasst ist, kann es nicht sein, sie herzustellen.

Ist es nach den Erörterungen des vorigen Kapitels richtig, dass die Synagoge um 300 v. Chr. im Prinzip die später die massoretische genannte Aussprache und Vortragsweise sich bereits angeeignet hatte, so kann ein Text der hier in Frage stehenden Art nur jene spätere Vortragsweise und Textgestalt zu Grunde legen[132]). Natürlich ist damit ein Vordringen über diese Textgestalt hinaus keineswegs ausgeschlossen. Aber es reicht nicht zu, einen Bibeltext als Ganzes herzustellen. Hier haben Kommentare und Monographieen einzugreifen, vor allem wäre eine metrische Chrestomathie in der von Sievers S. 372 angedeuteten Weise ein verdienstliches Unternehmen. In solchen Werken kann entweder blosser Konsonantentext vorgelegt werden, oder es können nur die relativ sicher zu lesenden Silben vokalisiert werden, ja hier kann selbst eine nur hypothetische Aussprache, sobald sie als solche gekennzeichnet wird, passieren.

74. Kann ich es also, im Sinne der Aufgabe, die ich hier für eine Textausgabe des AT ins Auge fasse, nicht als Ziel des Textkritikers an-

132) Es bedarf wohl keiner Versicherung, dass das Festhalten der mass. Lesung „im Prinzip" über den einzelnen Fall noch nichts aussagt. Die mass. Punktation kann in jedem einzelnen Falle in Frage stehen, aber eine eventuelle Textänderung hat nach den Grundsätzen der mass. Aussprache zu geschehen.

sehen, die Texte selbst d. h. das Autographon herzustellen, sondern ihre synagogale Gestalt zu einer bestimmten Zeit, so versteht es sich von selbst, dass die Arbeit des Textkritikers — dieses Wort wieder in dem Sinne gebraucht, in dem hier von Textkritik die Rede ist — für mich eine andre ist als die des Metrikers. Dieser sucht die versgerechte Gestalt des in Versen geschriebenen Textes, jener seine Gestalt in der prosaischen Vortragsweise. Nicht wenige „textkritische" Ergebnisse des Metrikers kommen daher für diese Art der Textkritik — die ich, wie gesagt, durchaus nicht für die einzig mögliche, aber für den hier ins Auge gefassten Zweck für die allein richtige halte — nicht in Betracht. Sie sind durchaus nicht wertlos, aber sie geben keinen Anlass, die Textgestalt zu ändern, sondern sie geben wertvolle Winke zu ihrem Verständnis, dienen also der Exegese.

Als Beispiele nenne ich eine Menge von überschiessenden Worten und Zusätzen aller Art, die (vgl. Sievers S. 360 ff.) vom Standpunkte des Metrikers auszuschalten sind, da sie den Rhythmus stören. Sie werden in einer metrischen Bibelchrestomathie des AT wohl zu entbehren sein — eine Textausgabe des AT kann auf sie unmöglich verzichten. Für sie kann der metrische Befund allein nicht ausreichen, denn jene erläuternden und vervollständigenden Zusätze, die sich von selbst einstellen mussten, sobald die Verse als Prosa behandelt wurden, gehören zum grössten Teile bereits der Bibel der Alexandriner an. Nur wo dies nicht der Fall ist, oder wo sie sonst den Eindruck erwecken, um ± 300 noch im Bibeltexte gefehlt zu haben, kommen sie für uns direkt in Betracht. Das sind z. B. bei Sievers in § 241, 1 die Fälle in Jer. 1, 4. 3, 1; in § 241, 2 derjenige in Jes. 5, 12 u. s. w. Wie trefflich hier unter Umständen der metrische Anstoss seine Bestätigung von rein textkritischen Erwägungen aus findet, kann das Beispiel von Ps. 18, 14 zeigen. Sievers § 245, 1 scheidet hier die Worte ברד וגחלי־אש metrisch aus; sie fehlen nicht nur in LXX, sondern Hieronymus hat ihnen eine eigene Anmerkung gewidmet (s. bei Field, Hex. zu Ps. 18 [17], 13), worin er ihr Fehlen bespricht.

75. Wenn demnach auch die Metrik für unseren Zweck nicht denselben textkritischen Ertrag liefern kann, wie für andere textkritische Betrachtungsweisen, so bietet sie, wie gezeigt, doch immer eine wichtige Handleitung. Vor allem aber thut sie der Herstellung des Bibeltextes in

anderer Richtung erspriessliche Dienste. Es steht einmal ausser Zweifel, dass die alte Synagoge von poetischen Abschnitten im AT gewusst hat, und dass sie nicht wenige derselben auch durch die Schreibweise als solche kennzeichnete. Davon giebt nicht allein die besondere Schreibart gewisser Lieder (Ex. 15; Deut. 32; Richt. 5; 2. Sam. 22 u. a.) in unsern gedruckten Bibeln noch Zeugnis, sondern vor allem der Umstand, dass sowohl in wichtigen Handschriften der LXX als in solchen des hebräischen Textes grössere Teile des AT, wie ausser jenen und andern Liedern die Psalmen, Proverbien, Hiob, Hoheslied, Klaglieder, aber auch (im hebr. Text) das Buch Jesaja, Hab. 3 u. a., als Verse d. h. in stichischer Schreibweise wiedergegeben sind[133]). Das zeigt uns, dass man wenigstens für diese Abschnitte noch in der für uns in Frage kommenden Zeit die Tradition, dass sie Verse enthalten, auch äusserlich bewahrt hatte.

Damit ist uns von selbst die Aufgabe gestellt, diesen poetischen Charakter auch im äusseren Schriftbilde zur Anschauung zu bringen, zunächst für diese Bücher und Stücke, weiterhin auch für andere Texte, bei denen anzunehmen ist, dass sie einst in derselben Weise geschrieben waren. Es wird sich nachher zeigen, dass die Schreibweise wechselte; die Thatsache als solche hatte sich dem Bewusstsein erhalten, im einzelnen aber war das Dass und das Wie unsicher geworden. Dass weitere Stücke, z. B. in den Profeten, uns nicht mehr stichisch erhalten sind, ist daher kein Beweis gegen die Thatsache, dass sie auch zu der Zeit, als die profetischen und andere Bücher in der Synagoge bereits als Prosa gelesen wurden, noch in alter Weise geschrieben worden sind.

76. Hier erkennen wir also einen direkten Gewinn der alttestamentlichen Metrik. Ohne ihre versgerechte Lesung in den (Vokal-)Text aufzunehmen, werden wir doch im Stande sein, ihren Ertrag überall da unmittelbar einzuheimsen, wo sich die alte Gestalt des Verses im Konsonantentexte noch rein erhalten hat. Solche Fälle sind, wie Sievers' Proben zeigen, durchaus nicht selten. Hier vertritt die Textausgabe die

133) Vgl. für LXX bes. die Codd. B, A und ℵ und die Schreibweise bei Swete, vorwiegend nach Cod. B (doch s. I. S. XV), für den hebr. Text Kennikott, Vetus Test. Hebr. (Oxf. 1776 ff.). Leider ist bei ihm die handschriftliche Grundlage seiner Schreibweise nicht immer ausreichend mitgeteilt, am ausführlichsten beim Psalter, wo K. etwa 80 HSS nennt. Ausserdem vergleiche man die Anweisung in Megilla 16b; ferner in Soferīm 13 (Delitzsch, Psalm.[1] (1860) II 452).

prosaische synagogale Lesung, aber es wird dem metrisch einigermassen Geschulten nicht schwer fallen, die versgerechte Lesung, soweit sie ermittelt ist, zu unterlegen.

Ferner wo es sich um Zusatzworte wie voranstehendes ויאמר u. dgl. handelt, die zum Texte, aber nicht zum Verse gehören, wird die Schreibweise leicht sofort Auskunft geben können. Wo hingegen Zusätze, die nicht auch nach unsern textkritischen Grundsätzen als Glossen auszuschalten sind, sich eingeschlichen haben — als natürliche Folge der prosaischen Vortragsweise und als Vorbereitung der spätern prosaischen d. h. fortlaufenden Schreibweise —, da wird von Fall zu Fall zu entscheiden sein. Wo der Vers sich noch wirklich als solcher erkennen lässt, ist er, trotz etwa überschiessender Glieder, als Vers zu drucken; es handelt sich ja um einen Vers in prosaischer Vortragsweise. Wo hingegen, wie besonders in den profetischen Büchern so oft, der Vers sich nicht mehr, oder nur durch grössere Operationen, herstellen lässt, ist einfach *scriptio continua* zu wählen. Haben wir im vorigen Falle noch unreine, verdorbene Poesie in prosaischer Schreibweise vor uns, so hier einfache Prosa, die vielleicht einst Poesie gewesen, aber als solche nur noch mehr oder minder mühsam zu erkennen ist. Ohne dem Prinzip untreu zu werden, wird man in dieser Beziehung lieber des Guten zu wenig als zu viel thun.

77. Sievers hat nun die Forderung aufgestellt, dass die stichische Schreibung nicht in Kurzzeilen (Halbzeilen u. dgl.), sondern in Langzeilen geschehe. Die erstere Schreibung ist in den uns heute zugänglichen Handschriften, soweit sie stichisch absetzen, die vorherrschende[134]). Demgemäss zählt auch Hieronymus in Ps. 18 (17), 13 f. zwei Verse zwischen dem zweimaligen *grando et carbones ignis*[135]). Ebenso zählt er in Ps. 14 (13), 3 acht über den MT überschüssige Verse (*octo versus*), entsprechend der LXX (vgl. bei Swete). Hier sind also, den Handschriften entsprechend, Kurzzeilen überliefert[136]). Das scheint jener Forderung der Metrik zu widersprechen.

---

134) Nicht selten werden, besonders in jungen Handschriften, die Texte in ganz kleine Sinnabschnitte zerlegt. S. bei Kennikott z. B. Jes. 1 (bes. V. 4 ff. 13. 18. 29 ff.), weiter bei Delitzsch Psalm. [1]II 453.

135) Vgl. auch über Augustin bei Delitzsch, Psalmen [5]22 Anm.

136) Obwohl Hieronymus zugleich betont, dass diese *octo versus* auf drei Ab-

Allein wir besitzen manche Zeugnisse dafür, dass die Schreibweise wechselte, die Handschriften also zwar im allgemeinen das Dass stichischer Schreibung vielfach richtig überliefern, nicht aber das Wie. Zunächst ist darauf hinzuweisen, dass in den hebräischen Handschriften sich mehr und mehr die Neigung entwickelte, die Zeilen möglichst kurz zu machen [136a]) und lieber mehr Spalten auf einer Seite anzubringen; es mag dem Schreiber bequemer so gewesen sein. Diese Neigung können wir weit zurückverfolgen. In der Hexapla stand, wie man jetzt weiss, überhaupt nur Ein Wort auf der Zeile[137]). Mit dieser Neigung kann es zusammenhängen, dass man aus Langzeilen die bequemeren Kurzzeilen bildete. Aus diesen mancherlei Gepflogenheiten der Schreiber wird es sich weiter erklären, dass ehedem stichisch geschriebene Stücke erst von einzelnen, dann von vielen oder allen fortlaufend geschrieben wurden. So lesen wir das doch offenbar als Poesie gemeinte Stück Gen. 49 heute in wichtigen hebräischen Handschriften als Prosa geschrieben, in LXX zum Teil als Poesie, obwohl wir nachweisen können[138]), dass der Übersetzer es bereits als Prosa vor sich hatte. Hier muss also angenommen werden, dass zwar der Übersetzer selbst ein Exemplar mit *scriptio continua* in Gen. 49 benützte, spätere Abschreiber aber noch Exemplare mit stichischer Schreibung des Stückes kannten. Dasselbe gilt für manche andern Abschnitte, so Ps. 17 (16), vgl. V. 3/4; Ps. 23 (22), vgl. V. 5/6; Jes. 1, vgl. V. 12/13[139]).

78. Das alles zeigt uns, dass die Schreibart mehrfach wechselte und dass die heutige Prosaschreibung an sich ebensowenig für Prosa beweist

---

schnitte (Stichen?) zu reduzieren seien (*tres tantum habent distinctiones*). Welcher Autorität oder Überlieferung er hier folgt, teilt er leider nicht mit. Vgl. aber unten.

136a) Die Erfurter Bibelhandschrift No. 3 (jetzt in Berlin) schreibt im Durchschnitt 3 Worte auf die Linie, der Petersburger Profetencodex von 916 etwas mehr (3—4), der Codex des Brit. Mus. Orient. 4445 schreibt im ganzen 3, gelegentlich auch nur 2, der Codex des Brit. Mus. Addit. 21160 (s. Ginsburg, Introd. 624/5) nicht selten nur 2 Worte.

137) Vgl. die von Taylor herausgegebenen *Cairo Genizah Palimpsests*, Cambr. 1900.

138) S. oben S. 27, Anm. 64. — Swete giebt das Stück als Poesie mit Berufung auf B, während allerdings die Ausgabe des Codex von Vercellone und Cozza (die Photographie des Codex ist mir nicht zugänglich) fortlaufende Schreibung hat. Doch s. I, S. XV.

139) S. Buhl, Kanon etc. 224. Eine erst nachträgliche Einführung der stichischen Schreibweise in LXX wird durch die in hebr. Handschriften bewahrte Tradition unwahrscheinlich gemacht, die sich auf den Talmud stützt (vgl. oben Anm. 133).

als die heutige kurzzeilige Schreibung für ursprüngliche Kurzzeilen. Die Annahme ehemaliger Langzeilen findet aber ausserdem noch eine glänzende Bestätigung in einer Stelle bei Athanasius, Tract. de Virginit.[140]) Dort heisst es: *Ἀνισταμένη δὲ πρῶτον τοῦτον τὸν στίχον εἰπέ·*

Μεσονύκτιον ἐξηγειράμην, τοῦ ἐξομολογεῖσθαί σοι τὰ κρίματα τῆς δικαιοσύνης σου.

Athanasius redet also hier von Einem Stichos. Die Stelle stammt aus Ps. 119 (118), 62; in LXX Cod. ℵ ist der Vers geschrieben:

Μεσονύκτιον ἐξηγειρόμην τοῦ ἐξομολογεῖσθαί σοι
Ἐπὶ τὰ κρίματα τῆς δικαιοσύνης σου.

Was Athanasius Einen Stichos nennt, sieht LXX für zwei an. Hieronymus dagegen behandelt den Vers wieder als Einen Stichos, obwohl ihm sicher nicht unbekannt war, dass LXX ihn in zwei „*versus*" las. Dies führt auf die weiterhin überall zu machende Wahrnehmung, dass Hieronymus durchweg geneigt ist, Kurzzeilen der LXX in Langzeilen zu verwandeln, so im Hiob, so in unsren und vielen anderen Psalmen[141]). Das hat er sicher nicht auf eigene Hand gethan, so wenig als Athanasius gegen die LXX auf eigene Hand von Einem Stichos geredet hätte. Hier müssen, wenn nicht hebräische, so doch griechische Handschriften als damals noch vorhanden angenommen werden, welche die von der Theorie geforderte Schreibung in Langzeilen noch besassen.

79. Freilich darf nun nicht übersehen werden, dass Hieronymus und andere Väter die stichische Schreibweise der Bibeltexte gelegentlich anders deuten: Hieronymus warnt sogar geradezu davor, dass jemand die Profeten *cum versibus viderit esse descriptos metro existimet apud Hebraeos ligari et aliquid simile habere de Psalmis vel operibus Salomonis.* Vielmehr habe er, wie es bei Demosthenes und Tullius geschehe, diese Schreibweise *per cola et commota* nur als Hilfe für den Leser angewandt[142]).

---

140) Ich gebe den Text nach de Wette-Schrader, Einleitung ins AT (1869) S. 194.

141) Während er andererseits — worüber unten näher — sämtliche Bücher ohne Ausnahme stichisch schreibt.

142) Praef. ad Isai. Migne XXVIII. 771 vgl. 938. Vgl. dazu Swete, Introd. 344 ff., wo auch eine Stelle aus Hesychius angeführt wird, die Ähnliches in betreff der *στίχοι* sagt.

Hier sieht es aus, als hätte überhaupt erst Hieronymus die stichische Schreibweise eingeführt.

Allein es muss zunächst im Auge behalten werden, dass Hieronymus hier nur von den ihm als Prosa geltenden Büchern redet, für die Poesie im engern Sinn hat er demnach auch hier die stichische Schreibweise als Ausdruck der poetischen Form angesehen, wie ja auch in LXX z. B. Cod. B und ℵ bei diesen Büchern statt der fortlaufenden die stichisch abgesetzte Schreibweise wählen. Jedoch auch für jene Bücher ist es gar nicht wahrscheinlich, dass Hieronymus lediglich dem Muster der Klassiker gefolgt ist. Vielmehr wird es sich um ein zufälliges Zusammentreffen handeln, bei dessen Deutung dem Hieronymus einfach ein Missverständnis unterlaufen ist.

Jene Stichen der klassischen Prosaiker sind lediglich Raumzeilen, in denen die Schreibweise der Dichter aus Rücksichten der Bequemlichkeit auf Prosatexte angewandt wird. Aber des Hieronymus *cola* sind thatsächlich nicht so gemeint. Sie teilen, wovon man sich leicht überzeugen kann, den Text (im ganzen mit Geschick) in Sinnabschnitte, und wollen dies auch, wie er selbst (s. o.) sagt. Daraus ist zu ersehen, dass jener von ihm angezogene Vergleich nicht zutrifft.

80. Bedenken wir nun, dass die jüdische Überlieferung eine alte Einteilung des Bibeltextes in Sinnabschnitte (פסוקים) kennt, die durchaus nicht mit den heutigen Bibelversen übereinstimmt, sondern auf kürzere *cola* in der Art derjenigen des Hieronymus weist[143]), so wird es durchaus wahrscheinlich, dass Hieronymus thatsächlich von dieser Einteilung geleitet war. Da seine *cola* im ganzen kürzer sind, als jene P^{e}sūqīm gewesen sein müssen, so ist seine Bemerkung vielleicht darauf zurückzuführen, dass er öfter nach jenen klassischen Mustern noch einmal teilte. Doch kann auch dieser Umstand durch eine Tradition beeinflusst gewesen sein, wie denn bei den Juden gelegentlich auch z. B. für die Tora die dreifache Zahl der üblichen (massor.) Verse erwähnt und ein einzelner Vers (Ex. 19, 9) als 3 P^{e}sūqīm gezählt wird[144]).

143) Der Psalter hat nach Tract. Kiddušīm 30 5896, die Chronik 5880 solcher *cola* (פסוקים), während die Zahl der massoretischen P^{e}sūqīm sich nur auf 2527 und 1765 beläuft. Vgl. auch Delitzsch, Psalmenkomment. ^{1} II (1860) 398. 452 f. ^{5} (1894) 22 Anm.

144) S. bei Ginsburg, Introd. 70 (überhaupt S. 68 ff.). Neben den üblichen 5888 wurden auch 15842 Verse der Tora gezählt.

Alles dies zeigt uns, dass die Annahme wohl berechtigt ist, es habe einst eine stichische Schreibweise gewaltet, die vielleicht von der Poesie ausging und von ihr auf prosaische Texte übertragen wurde, vielleicht auch von Anfang an beiden gleichmässig eigen war (etwa in der Weise der Sinnabschnitte auf dem Mesastein).

6. Kapitel. Die Einrichtung.

81. So, wie die Dinge liegen, hat der Massoretentext in seiner überlieferten Gestalt bei weitem grössere Bedeutung für die Herstellung des Urtextes oder die Annäherung an ihn als irgend eine Handschrift eines griechischen oder römischen Schriftstellers. Daraus folgt, dass eine Textausgabe ihn nie wird ganz entbehren können. Es muss im übrigen eine Frage der Ausführung eines solchen Werkes im einzelnen sein, wie weit etwa ein kritischer Apparat beizugeben wäre, der den Leser in aller Kürze über die Gründe, oder wenigstens über die Grundlagen und die Hauptzeugen[145]), einer Textänderung aufzuklären hätte: aber darüber scheint mir kein Zweifel obwalten zu können, dass der Leser wenigstens in jedem Falle in den Stand gesetzt sein muss, den massoretischen *textus receptus*, was Konsonanten, wie was Vokale anlangt, unmittelbar zur Hand zu haben.

Es ist dies nicht allein eine Forderung der praktischen Brauchbarkeit eines solchen Werkes, da die ganze altkirchliche und mittelalterliche, sowie die neuere Exegese bis tief in das 19. Jahrhundert herein fast ausnahmslos lediglich auf jenem rezipierten Texte ruht, sondern es ist zugleich eine in der Sache selbst liegende Notwendigkeit. Selbst wo die Verderbtheit des MT und seine Hilfsbedürftigkeit unmittelbar einleuchten, kann doch über die Art der Abhilfe oft genug verschieden gedacht werden. Ohne die massoretische Gestalt des Textes ist dem Leser zum voraus schon die Möglichkeit, sich ein Urteil hierüber zu bilden, grundsätzlich abgeschnitten. Es lässt sich aber auch der andere Fall denken — und in

145) Eine ausführliche *Variantenbibel*, wie sie gelegentlich schon, z. B. jüngst von Beer in Theol. Lit. Zeit. 1900, Sp. 579, gefordert worden ist, wäre eine überaus nützliche Vorarbeit. Doch wird sie noch lange auf sich warten lassen. Sie hätte in voller Ausführlichkeit den kritischen Apparat, wie er sich ausser der Massora und den Paralleltexten besonders aus den Versionen ergiebt, vorzuführen.

der Praxis tritt er oft genug ein —, dass die Meinungen über die Richtigkeit oder Unrichtigkeit der überlieferten Lesart selbst auseinander gehen. Hier wird der Herausgeber, sei es, dass er selbst der Meinung ist, es müsse geändert werden, sei es, dass er den MT vorzieht, sich doch des subjektiven Charakters seines Urteils wohl bewusst sein. Er wird es in solchem Falle dem Leser zweimal schuldig sein, ihm die überlieferte Grundgestalt des Textes mitzuteilen, entweder so, dass er sie als nach seiner Auffassung richtig, aber mit beachtenswerten Gründen beanstandet, oder so, dass er sie als nach seiner Überzeugung unrichtig kennzeichnet.

82. Viel schwieriger ist nun freilich die Beantwortung der weiteren Frage: in welcher Weise die massoretische Textgestalt einer Textbibel beizugeben sei.

Der vielfach subjective Charakter jeder Neugestaltung des Textes wird es Vielen empfehlenswert erscheinen lassen, alle Änderungen an den Rand, etwa in der Form von Fussnoten, zu verweisen und im Texte selbst den massoretischen *textus receptus* darzubieten. Auf diese Weise käme selbstverständlich der objektive und bleibende Wert dieses Textes als einer historisch überlieferten Grösse am deutlichsten zur Geltung. Diese Anordnung hätte auch den Vorzug, dass die Accente unverkürzt mitgeteilt werden könnten. Andere hingegen werden, von dem Eindrucke geleitet, dass in einer Textausgabe der *textus receptus* nicht die Hauptrolle spielen dürfe, sondern dass hier die ermittelte Textgestalt in den Vordergrund zu treten habe, das umgekehrte Verfahren vorziehen. Ihnen wird es als unumgänglich erscheinen, dass der neue Text die Grundlage bilde, und die massoretische Überlieferung in jedem einzelnen Falle am Rande als Anmerkung mitzuteilen sei.

Für das letztere Verfahren würde praktisch vor allem der Umstand sprechen, dass bei einfachen Schreibversehen und sonst offenkundigen Fehlern wie Verwechselung ähnlicher, Verdoppelung gleicher Konsonanten, Ausfall oder doppelter Schreibung eines Wortes oder einer Wortgruppe u. dgl. bei dieser Anordnung des Textes dem Leser die Arbeit erspart bleibt, erst mühsam aus der Anmerkung das Richtige heraufholen zu müssen; grundsätzlich aber die Thatsache, dass die neue Textgestalt in ihrer Einheitlichkeit und als geschlossenes Ganzes nur auf diese Weise zur Geltung kommen kann. Im Prinzip wird man also dieser Anordnung als der allein richtigen unbedingt zustimmen müssen, die Frage kann nur

ANDOVER THEOL SEMINARY
MAR 30 1903
LIBRARY.

sein, ob sie praktisch ebenso leicht durchführbar wäre, wie die andere, grundsätzlich minderwertige.

83. Unter den Schwierigkeiten, die ihrer Durchführung sich entgegenstellen, nenne ich hier nur eine, die allerdings, wie ich glaube, sich überwinden lässt.

Die massoretische Überlieferung bietet uns bekanntlich den Konsonantentext nicht allein mit Vokalen versehen dar, sondern auch mit sogen. Accenten, d. h. Lesezeichen, die Anleitung für die nach Ansicht der Massoreten richtigste und sinngemässeste Art der Vorlesung des Textes geben. Sie bilden ein geschlossenes System, das bis in die kleinsten Einzelheiten bestimmten Gesetzen unterworfen ist, und zwar für die drei Bücher Psalmen, Proverbien, Hiob in anderer Weise als für die übrigen. Dabei dient die Accentuation augenscheinlich einem mehrfachen Zwecke: sie will einerseits den Text logisch und syntaktisch gliedern, also eine Interpunktion darbieten, die den Text in grössere und kleinere Sinnabschnitte einteilt und dadurch dem Verständnis des Lesers zu Hilfe kommt, andererseits aber sorgt sie für die richtige Art des kantillierenden Vortrags und im besonderen der Wortbetonung. Die Accente stehen fast durchweg bei der den Wortton tragenden Silbe.

Auf diese Weise scheinen sie nach ihrer an erster und dritter Stelle genannten Bedeutung für den Text unentbehrlich zu sein. Sollte sich nun der Fall ergeben, dass ein Wort oder einige Wörter zu streichen, oder ein nicht im Texte stehendes Wort oder eine Wortgruppe einzusetzen wären, oder dass eine Verschiebung der Accente (z. B. des Sillūq oder des ʿAṯnaḥ oder Zaqef) angezeigt wäre, so würde bei der hier bevorzugten Einrichtung des Textes die eine Änderung sofort eine ganze Anzahl weiterer nach sich ziehen, um dem System Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Ja in nicht wenigen Fällen würde — ganz abgesehen von dem Umstande, dass manche Feinheiten des Systems überhaupt noch nicht ausreichend erschlossen sind — eine massoretisch korrekte Accentuierung des neugewonnenen Textes ohne totale Umgestaltung des Versbildes überhaupt nicht mehr möglich sein.

84. Hier scheint denn also aufs neue eine Klippe zu liegen, die die Möglichkeit des hier in Frage stehenden Unternehmens wenigstens in der grundsätzlich richtigeren Form der Ausführung abermals in Frage zu stellen droht.

Allein ich möchte glauben, dass auch hier ein Weg möglich sei. Praetorius[146]) hat jüngst den Nachweis angetreten, dass unsere hebräischen Accente des tiberiensischen Systems durch die Juden von der Interpunktion und Neumation der griechischen Evangeliare übernommen seien. Genauer sind sie nach Praetorius eine Verschmelzung der dreierlei beim Vortrag zu berücksichtigenden Beizeichen der Evangeliare, nemlich der Wortaccente, der Interpunktionen und der die Tonhöhe des Vortrags anzeigenden Neumen[147]). Und zwar kommen die Wortaccente lediglich dadurch zur Geltung, dass die Interpunktionen, und meist auch die Neumen, ihre alte Stelle verlassen und diejenige des Wortaccentes einnehmen. Demgemäss sind denn die wichtigsten hebräischen Trenner (*domini*) ausser dem Sillūq: *'Aṯnaḥ Zaqef* und *Rᵉḇīᶜ* aus den hauptsächlichen griechischen Interpunktionen, dem Komma, dem Oberpunkte und dem Unterpunkte herausgewachsen[148]), während der *Sillūq* dem am Ende des Verses der Evangeliarien stehenden Kreuze entspricht, das von den Juden aus naheliegenden Gründen in einen blossen Strich verwandelt worden ist[149]).

Während diese grösseren Trenner den griechischen Interpunktionen entsprechen, sind die geringeren Trenner, sowie die sogen. verbindenden Accente (*servi*) einfach aus dem Griechischen herübergenommene Neumen. So ist die griechische Kathiste, die eine Senkung der Stimme andeutet, zum *Mūnaḥ* geworden, der Apostrophos zum *Mahpach,* der die Stimme in die Höhe gehen und sich auf der Höhe halten heisst, die Oxeia zum *Paštā,* die Bareia zum *Mērᵉchā* und *Ṭifḥā*[150]). Freilich haben sie bei der Herübernahme eine andere Bedeutung gewonnen, indem sie nicht bloss, wie ehedem, Zeichen für die Höhe der Stimmlage wurden, sondern zugleich unmittelbar dem logisch-syntaktischen Verständnis des Satzes dienen sollen[151]), also wiederum eine Art, wenn auch untergeordneter,

146) Über die Herkunft der hebräischen Accente. Berl. 1901.

147) Vgl. Praetorius S. 43.

148) a. a. O. § 36a. b. (S. 46 f.).

149) Ebenda § 38 (S. 49).

150) Ebenda § 39 ff.

151) Das letztere ist freilich in gewissem Grade auch schon bei den Neumen der Fall (s. Osc. Fleischer, Neumen-Studien I 1895 S. 69 ff., Praet. a. a. O. § 10); aber bei den hebräischen Accenten tritt dieser Charakter viel unmittelbarer heraus, wie sich schon daran zeigt, dass sie alle entweder „trennende" oder „verbindende" sind.

Interpunktionen darstellen. Indem sie ferner, wie die Interpunktionen, zum grössten Teile zur Tonsilbe gesetzt werden, dienen sie nebenher der Kennzeichnung des Satztones[152]).

85. Lassen wir die Accente kurzweg beiseite, so verzichten wir somit auf ein wichtiges Hilfsmittel für das Verständnis des Textes, und so wenig es angeht, einen griechischen oder lateinischen Schriftsteller vollständig

---

152) Gegen die ganze Hypothese von Praetorius hat nun allerdings C. R. Gregory lebhaftesten Widerspruch erhoben, leider ohne ihn vorläufig näher zu begründen. (Lit. Centr. Bl. 1901, Sp. 895). Eine nähere Begründung in der Theol. Lit. Zeit. ist von ihm angekündigt, bis jetzt aber nicht erschienen. Mündliche Verständigung aber ist mir nicht möglich, da Gr. zur Zeit der Niederschrift und Drucklegung dieser Zeilen in Amerika weilt. Soweit mir aus früheren Gesprächen bekannt, stützen sich seine Bedenken hauptsächlich auf zwei Gründe: die Abneigung der Synagoge gegen die Kirche und die, wie er glaubt, späte Entstehungszeit der Neumen.

Was den ersten Grund anlangt, so ist er in der That aller Beachtung wert, auch von Pr. S. 41 wohl empfunden worden. Allein entscheidend kann er nicht sein. Es kann die Herübernahme auf allerlei Umwegen erfolgt sein, die uns noch nicht bekannt sind, durch Vermittelung der Syrer oder sonstwie. Was den zweiten betrifft, so ist hier allerdings eine Lücke in der Beweisführung von Pr., da er selbst S. 2 nach Montfaucon und Tischendorf annimmt, die Neumen seien in den ältesten, dem 5.—6. Jahrhundert angehörigen, Handschriften spätere Zugabe, und sich nur auf die Handschrift von 835 (Gardthausen, Griech. Paläographie S. 291) beruft. Doch ist es möglich, dass diese Lücke sich dadurch schliesst, dass Fleischer (Neumen-Studien I 69), der übrigens die ältesten Denkmäler mit Neumen dem 7. Jahrh. zuweist, auch aus der Beschaffenheit der späteren (10.—12. Jahrh.) ein sehr hohes Alter dieser Zeichen vermutet. Er weist darauf hin, dass jene späteren Lektionarien im Gegensatz zu allen übrigen Handschriften die Kapitalbuchstaben gebrauchen. „Es scheint also, als ob die biblische Autorität, die diese Perikopen besassen, die Beibehaltung der altertümlichen Schrift veranlasst habe. Es kann das als ein Beweis für ein sehr hohes Alter der hier gebrauchten Zeichen gelten" (a. a. O. S. 69). Ebenso erklärt Fl. es auf S. 74 für durchaus wahrscheinlich, dass die früh-mittelgriechischen Neumen schon im 5. Jahrh. bekannt waren.

Bei alledem ist nicht zu vergessen, dass wir doch auch über die Entstehungszeit der hebräischen Accente selbst so gut wie nichts Genaueres wissen. Keine unsrer hebr. Bibelhandschriften ist älter als 835, und wir haben keinerlei Beweis dafür, dass die Accente gleichzeitig mit der Einführung der Vokalzeichen aufkamen. Es ist nicht ausgeschlossen, dass auch hier eine länger dauernde Entwickelung anzunehmen ist (vgl. Wickes, Prose books, S. 1 Anm. u. bes. S. 5 f. Er nimmt das 5.—7. Jahrh. n. Chr. an). — Was die inneren Gründe anlangt, so wird man in nicht wenigen Fällen die auffallende Ähnlichkeit nicht allein der Form, sondern auch der Bedeutung der beiderseitigen Zeichen nicht gering achten dürfen. Es kann hier natürlich immer noch der Zufall sein Spiel getrieben haben, aber für wahrscheinlich kann ich das nicht halten.

ohne Interpunktion zu drucken, so wenig würde es sich empfehlen, um jener obengenannten Schwierigkeit willen den hebräischen Text kurzerhand ohne Accente wiederzugeben.

Aber es lässt sich vielleicht ein Mittelweg einschlagen. Hat Praetorius recht, so sind als die eigentlichen und massgebenden Interpunktionen des hebräischen Textes schon durch ihren Ursprung neben *Sillūq*, der den ohne Zweifel sehr alten Sōf pasūq begleitet, ausgewiesen: *'Aṯnaḥ Saqef* und *Rᵉbīᵃ'*. Aber auch wenn Praetorius' These sich nicht als richtig erweisen sollte, bleibt doch immer soviel bestehen, dass jene Accente die eigentlichen und für das Verständnis des Satzes wesentlichen Sinntrenner sind. Für die weitaus überwiegende Mehrheit der Fälle wird, ohne dass die geringste Schwierigkeit in Betreff der Ermittelung des Sinnes daraus erwächst, mit ihnen auszukommen sein. Höchstens könnte noch *Sᵉgōlta*, der zwar nicht sehr häufig ist, aber einen höheren Rang einnimmt, in Frage kommen. Ebenso sind für die Bücher ת"אמ neben Sillūq hinreichend *'Ōlē wᵉjōreḏ* und *'Aṯnaḥ*, wozu allenfalls noch *Rᵉbīᵃ' gaḏōl* treten mag. Die sämtlichen übrigen „Trenner", sowie besonders alle verbindenden Accente können, glaube ich, in einer Textausgabe vermisst werden, ohne dass hierdurch ein nennenswerter Schade entstehen kann.

86. Allerdings begeben wir uns damit eines Vorteils; wir verzichten auf die Wiedergabe der feineren und feinsten Gliederung des Textes durch die Massora. Allein ich wüsste keinen anderen Ausweg aus der Schwierigkeit als diesen Kompromiss. Für weitaus die meisten Bedürfnisse wird der so gewonnene Text ausreichen. Wer über sie hinaus als selbständiger Forscher an den Codex herantritt, wird allerdings zu dem unverkürzten Massoretentext, freilich auch zugleich noch zu manchem anderen Hilfsmittel des wissenschaftlichen Apparates greifen müssen; für alle andern wird ein solcher Text dienlich und eine wesentlich brauchbarere Grundlage des Bibelstudiums sein als der heute in jedermanns Händen befindliche *textus receptus*.

Natürlich bleibt dieser Schritt, wenn wir uns für ihn entscheiden, nicht ohne Folgen. Die Dagessierung der Buchstaben בגדכפת tritt im MT bekanntlich auch nach offener Silbe ein, wenn ein trennender Accent vorangeht. Hier müsste entweder das Dageš lene beibehalten werden, um der Massora gerecht zu werden, oder es müsste der Buchstabe gegen die Lesung der Massoreten rafiert werden. Der erstere Weg würde die

Verbindung mit dem MT besser aufrecht erhalten und wird sich aus diesem Grunde manchem empfehlen. Trotzdem wird er nicht gangbar sein. Denn einmal bedeutet Dageš lene nach offener Silbe ohne vorausgegangenen trennenden Accent eine Beleidigung des an hebräische Texte gewöhnten Auges, während für den Lernenden eine solche Schreibart verwirrend wirken müsste; sodann aber würde jede auf dem Wege der Textkritik nötig gewordene Änderung der Accentuation, wie oben gezeigt, das ganze Accentsystem des betreffenden Satzes oder Satzteiles, und damit das Recht jenes Dageš lene selbst, in Frage stellen. Somit bleibt nur der andere Weg übrig. Er bewirkt freilich, dass je und dann — allzu häufig sind die Fälle nicht — das Wortbild dem MT gegenüber etwas verändert wird, allein doch nur in einer Weise, die jeder Kenner des Hebräischen, sobald er den *textus receptus* zur Hand bekommt, sofort versteht und zu würdigen weiss.

87. Schliesslich bleibt noch zu erwägen, wie weit die Accente als Tonzeichen zu entbehren sind. Insofern die Mehrzahl von ihnen die Stelle des Worttones anzeigt, besitzen wir an ihnen im Hebräischen eine diese Sprache vor allen ihren semitischen Schwestersprachen auszeichnende Hilfe. Haben wir uns auch ihrer zu begeben?

Die Complutensische Polyglotte, die bekanntlich sich in der Hauptsache von den Accenten emanzipiert[153]), hat es doch für nötig erachtet, wenigstens in den Fällen, wo der Ton nicht auf der letzten Silbe ruht, dem Leser hievon Kunde zu geben. Sie verwendet dafür den *Pašṭa*, während neuere Grammatiken zu diesem Zwecke sich teils des *Meṯeḡ* teils des *Mahpach* bedient haben. Dieses Verfahren wird für eine Textausgabe kaum zu empfehlen sein, da es leicht die Vorstellung erwecken könnte, als hätte die Massora an der betreffenden Stelle dieses Zeichen gebraucht. Man wird sich also nach anderer Hilfe umsehen müssen.

Man wird zunächst fragen dürfen, ob es überhaupt für den Leser nötig ist, dass ihm die Tonsilbe im allgemeinen oder auch nur in dem von den Herausgebern der Complutenser Polyglotte angenommenen Umfange äusserlich kenntlich gemacht wird. So gross der Wert der Accente nach dieser Richtung auch ist, so ruht er doch in der Hauptsache darauf, dass die Kunde von der hebräischen Wortbetonung uns durch sie ein für

153) Vgl. den *Prologus ad lectorem,* fol. 4a.

allemal authentisch überliefert ist. Daraus folgt aber noch nicht, dass wir nötig haben, jene Zeichen in jedem einzelnen Falle für alle Zeiten mitzuführen. Gerade die Accentuation der Massora zeigt uns ja, dass die Betonung in der Sprache der Massora an ganz bestimmte, im Grunde überaus einfache, Gesetze gebunden ist, von denen es verhältnismässig nur wenige Ausnahmen giebt. Jeder der hebräischen Sprache einigermassen Kundige wird also von selbst wissen müssen, nicht allein, wie er *qaṭal, daḇar*, sondern auch wie er *melech, naʿar, qaṭalta, lajʿla, qūmā* zu betonen hat. Ich würde es also nicht einmal für nötig halten, auch nur die Worte der zweiten Gruppe ausdrücklich mit Tonzeichen zu versehen. Auch der Anfänger wird, wofern ihm im Unterrichte die Regeln der Betonung einigermassen eingeprägt worden sind, sich ohne Schwierigkeit zurechtfinden, um so mehr als ihm durch die oben befürwortete Setzung der grossen Interpunktionsaccente ja auf Schritt und Tritt immer wieder Fälle vorgeführt werden, die ihm die Regel in Erinnerung bringen.

88. Immerhin wird je und dann ein Fall vorkommen, in dem es von Wert ist, die Betonung des Wortes ausdrücklich kenntlich zu machen. Man kann hierunter vielleicht schon solche Betonungen der Massora wie etwa *páśᵉū ḇī* Jes. 1, 2 oder *jórᵉḏē ḇōr* Ps. 28, 1 rechnen, oder solche wie *qūmā ʾᵃdonai* u. dgl. (wofern nicht *qūmā jahwē* einzusetzen ist), besonders aber denke ich hier an Stellen, in denen die Betonung den Sinn bestimmt, wie *wᵉhichbaḏtī, wahᵃqīmōṯī* mit futurischer Bedeutung im Gegensatz zum reinen Perfekt *hichbáḏtī, hᵃqīmṓṯī*. In solchen Fällen wird man, falls es sich nicht von selbst so trifft, dass dem Worte einer der grossen Trenner zukommt, zu dem Auskunftsmittel greifen müssen, den massoretischen Accent, falls er zu den tonanzeigenden gehört, beizufügen. Sollte er kein tonanzeigender sein, so bleibt er selbstverständlich weg; der Leser müsste sich dann eventuell mit dem Meteḡ begnügen. Ist auch dieses im MT nicht vorhanden, so lässt sich die Betonung auch im MT nicht durch die Schreibweise, sondern nur nach dem Zusammenhang ermitteln, sie braucht dann selbstverständlich auch in der Textausgabe nicht angedeutet zu werden.

89. Es ist nun in neuerer Zeit der Versuch gemacht worden, zugleich mit der Darbietung des alttestamentlichen Textes dem Leser die Anschauung über seine literargeschichtliche Entstehungsweise zu vermitteln. Man hat dabei bald den Weg eingeschlagen, durch verschiedene

Typen oder selbst Farben, in denen die einzelnen Stücke wiedergegeben wurden, ihre verschiedene Herkunft und ihr Alter zur Anschauung zu bringen, bald hat man sich damit begnügt, durch abkürzende Buchstaben (*Sigla*) am Rande, sowie etwa durch kleine Spatien innerhalb des Textes, jenem Bedürfnis zu genügen. Ich erinnere nur an die von Kautzsch besorgte Übersetzung, an Haupts *Sacred books* und an Nowacks Kommentarwerk.

Da die hier befürwortete Bibel einen Text darbieten will, wie er zu irgend einer Zeit einmal wirklich gelesen, und, was die Konsonanten anlangt, auch wirklich geschrieben worden ist, so wird sie sowohl auf besondere, die Quellenschriften eines Buches anzeigende, Typen als auf diesem Zweck dienende Farben oder Absätze (Spatien) innerhalb des Textes verzichten müssen. Denn es kann nicht angenommen werden, dass derjenige, dem wir das betreffende Buch in seiner heutigen Gestalt verdanken (der Redaktor), die Absicht hatte, die von ihm benützten und ganz oder teilweise in sein Buch aufgenommenen Urkunden dem Leser irgendwie äusserlich kenntlich zu machen.

So wertvoll und belehrend es also an sich sein mag, über literargeschichtliche, die Entstehungsweise unserer biblischen Bücher betreffende Fragen Aufschluss zu geben, so werden sie doch im Rahmen der hier gedachten Aufgabe keine Stelle finden können. Nach allem früher Dargelegten müsste der Herausgeber sich vielmehr jederzeit gegenwärtig halten, dass er nicht unbedingt das Autographon jedes einzelnen Abschnittes als sein Ziel anzusehen habe, vielmehr für die bis etwa um die Mitte des 4. Jahrhunderts fertiggestellten Schriften diejenige Gestalt derselben, die sie, wesentlich durch die Hand ihres Redaktors, um jene Zeit besassen, für die erst später fertiggestellten diejenige, in der sie ihrem jeweiligen Übersetzer vorlagen. Es ist ja zweifellos, dass je und dann die Grenzen zwischen Textkritik und Quellenkritik fliessend sind. Aber die Schwierigkeiten die es bietet, in jedem einzelnen Falle das Richtige zu finden, darf auch hier, wie bei einigen anderen, früher erörterten Angelegenheiten (vgl. z. B. oben S. 37) nicht hindern, das Prinzip aufzustellen und es in der Ausführung nach Kräften einzuhalten.

Nachtrag.

S. 5 in Anm. 7 schreibe „Beröa, dem heutigen Aleppo".

Zu S. 36: Die Bemerkungen Wellhausens in Skizzen u. Vorarbeiten VI (1899) 163—165 sind mir leider erst zu spät zu Gesicht gekommen, als dass ich noch hätte auf sie eingehen können.

S. 71 oben, und besonders S. 73 Mitte, habe ich mich in der Annahme stichischer Schreibung von Liedern wie Gen. 49 in LXX durch Swete irreführen lassen. Erst die nochmalige Einsicht in die Codices hat mich belehrt und auf die Vorbemerkungen zu Swetes LXX-Ausgabe aufmerksam gemacht. In den Anmerkungen (133 u. 138) ist daher noch kurz auf dieselbe (I, S. XV) verwiesen. An der Sache selbst ändert der Irrtum nichts.

INHALT.

Seite

Einleitung 1

I. 1. Kapitel. Die Herkunft unserer Drucke und Handschriften des AT. Die Massora 4

§ 1. Drucke und Handschriften S. 4. § 2. Alter der Handschriften S. 5. § 3. Genīzā und Massora S. 6. § 4—8. Zeit der Massora S. 8. § 9. Ergebnis S. 12.

2. Kapitel. Fehlerquellen in vormassoretischer Zeit 14

1. Doppelter Schriftwechsel. § 10. Althebräische Schrift S. 14. § 11. Ihre Weiterbildung S. 15. § 12. Die mittlere hebr. Schrift S. 16. § 13. Das Tetragramm bei Aquila S. 17. § 14. 15. Die Quadratschrift S. 20. § 16. 17. Die Vorlage der LXX S. 22. § 18. 19. Ergebnisse S. 24.

2. Worttrennung. Vokalkonsonanten. Vokalisation. § 20. Worttrennung S. 26. § 21. Dasselbe in LXX S. 26. § 22. Die sogen. Matres lectionis S. 27. § 23. Dasselbe in LXX S. 29. § 24. Vokale S. 29. § 25. Ergebnis S. 30.

II. 3. Kapitel. Das erreichbare Ziel 32

1. Das Ideal. § 26. Ist das Autographon erreichbar? S. 32. § 27. Gründe hinsichtlich der Konsonanten S. 33. § 28. Hinsichtlich der Vokale S. 34. § 29. Beschränkung auf Konsonanten? S. 35.

2. Das wirkliche Ziel. § 30. Der Text einer bestimmten Zeit S. 36. § 31. 32. Die Vorlage der LXX S. 37. § 33. Die jüngeren Übersetzungen S. 39. § 34. Die Paralleltexte im AT. S. 39. § 35. Ihre Zeit S. 39. § 36. Die Chronik gegen LXX zu verbessern S. 40. § 37. Die anderen Paralleltexte S. 41. § 38. Die Konjektur S. 41. § 39. Ihre Grenze S. 42.

Seite

3. Die zwei Rezensionen. § 40. Massor. Text oder LXX? S. 43. § 41. 42. Das Verhältnis beider S. 44. § 43. Der Vorzug des MT. S. 46. § 44. Nöldeke S. 46.

4. Kapitel. Die Vokalisation 47

1. Das Zeugnis der LXX. § 46. 47. Die Transskriptionen S. 48. § 48. Unbekannte Wörter S. 49. § 49. Eigennamen S. 50. § 50—57. Abweichungen im einzelnen S. 51—59 (a. Begadkefaṭ S. 52; b. kurze Vokale und Schwa mob. S. 55; c. ī und ū S. 56; d. ē und ō als Diphthongen S. 56). § 58. Ergebnis S. 59.

2. Der massoretische Text selbst. § 59. Sein relativ später Charakter S. 59. § 60. 61. Welche Zeit? S. 59. § 62. Allgemeine Erwägungen S. 61. § 63—68. Einzelnes S. 62—67. (§ 64. קטלת; § 65. Vokal. Auslaut der Suff. der 2. Pers.; § 66. Suffixe auf *—ehu* und *-ˀha*; § 67. בֵּית und מָוֶת; § 68. Sekundärvokale.) § 69. Ergebnis S. 67.

5. Kapitel. Bibeltext und Metrik 67

§ 70—72. Sievers' Hebr. Metrik S. 67. § 73. 74. Metrik und Textkritik S. 69. § 75. 76. Positiver Ertrag der Metrik S. 70. § 77. Langzeilen S. 72. § 78. Alte Stichen S. 74. § 79. Die Stichen des Hieronymus S. 74. § 80. Alte Pesūqīm S. 75.

6. Kapitel. Die Einrichtung 76

§ 81. Recht des überlieferten Textes S. 76. § 82. Die Art seiner Behandlung S. 77. § 83. Die Accente S. 78. § 84. Ihr Verhältnis zu den Neumen S. 78. § 85. Einschränkung der Accente S. 80. § 86. Das Dageš lene S. 81. § 87. 88. Die Accente als Tonzeichen S. 82. § 89. Bibeltext und Quellenkritik S. 83.

Druck von Alexander Edelmann in Leipzig.

The borrower must return this item on or before the last date stamped below. If another user places a recall for this item, the borrower will be notified of the need for an earlier return.

Non-receipt of overdue notices does ***not*** *exempt the borrower from overdue fines.*

Andover-Harvard Theological Library
Cambridge, MA 02138 617-495-5788

Please handle with care.
Thank you for helping to preserve library collections at Harvard.